

Streifzüge

Preis: 27,- ATS / 4,- DEM / 2,- Euro

1/1999

Weiter so! Bitte!

von Franz Schandl

Beginnen wir mit einer Entschuldigung: Die in der letzten Ausgabe angekündigte Diskussion zwischen Scheit und Schandl über den Charakter der Haiderei – jetzt nach dem Wahlerfolg der F in Kärnten von brandaktuellem Interesse –, aus der ist es nun nichts geworden, und zwar, weil der Verfasser dieser Zeilen ganz einfach noch nicht seinen ersten Antwortbeitrag zustande gebracht hat. Statt dessen finden sich zwei aktuelle Glossen am Ende dieses Heftes.

Die journalistischen Artikel, die unsererseits zu den aktuellen Erfolgen Haiders vorliegen, können aber von unseren Abonnenten und Spendern gratis angefordert werden. Ganz dringend empfehlen wir die von uns mitgestaltete *Weg und Ziel*-Ausgabe über die Freiheitlichen (Nr. 4/98); wie wir überhaupt uns vorstellen wollen, daß der beigelegte Werbefalter des *Weg und Ziel* seine gebührende Beachtung findet. Auch dieses Abonnement will erfüllt werden.

Wovon wir wirklich ganz angetan waren, das war die großzügige Spendenfreudigkeit nach dem letzten Aufruf. Nicht, daß wir in der Flut der Spenden umgekommen sind, soll gesagt werden, aber die im ersten Quartal eingegangene Summe hat uns doch überrascht. Unseren Leserinnen und Lesern ein herzlicher Dank. Zur Zeit sind wir übrigens auf der Suche nach Adressen: Wir bitten um Bestückung.

Daß wir zur Zeit somit das erste Mal nicht finanziell aus dem letzten Loch pfeifen, erfreut, und dem soll auch so bleiben. Also, Zurückhaltung sollte Euch und Ihnen fremd sein, wir halten uns ja auch nicht zurück, sondern muten Euch und Ihnen doch regelmäßig einiges zu. Zur Beglückung gibt's diesmal 28 Seiten.

Also: Die Kunde der Transformation fordert die Kunden zum Transfer. Die, die Unterweisung bieten, bitten um Überweisung. Weiter so! Bitte!

Untergang des Kapitalismus? Die ‚Krisis‘ und die Krise

ÜBERARBEITETES REFERAT, GEHALTEN AN DER UNIVERSITÄT WIEN
AM 24. JUNI 1998 BEI DER VERANSTALTUNG
„WAS IST DER WERT? WAS SOLL DIE KRISE?“

von Michael Heinrich

In der Vergangenheit hat der Kreis um die Zeitschrift *Krisis*, dem auch mein Co-Referent Norbert Trenkle angehört, die über den Wert vermittelte Form der Vergesellschaftung als den eigentlichen Ansatzpunkt ihrer Kritik hervorgehoben. Damit unterscheidet sich dieser Kreis positiv von vielen anderen, sich als links verstehenden Gruppen. Wie es sich für eine ordentliche Kontroverse gehört, werde ich mich im Folgenden äußerst kritisch mit Trenkle und der *Krisis*-Gruppe auseinandersetzen, doch sollte man berücksichtigen, daß dies vor dem Hintergrund solcher Gemeinsamkeiten erfolgt. Das Referat von Norbert Trenkle, auf das ich mich im Folgenden beziehe, erschien in *Streifzüge* 3/1998.

Wert und Tausch

In seinem Text hebt Trenkle hervor, daß „Arbeit“ keine ahistorische Bedingung menschlichen Lebens, sondern eine besondere historische Form menschlicher Lebenstätigkeit ist, die sich erst mit der Verallgemeinerung der Warenproduktion durchsetzt. „Arbeit“ sei hier eine von allen anderen Lebensbereichen abgetrennte und einem abstrakten Zeitregime unterworfenen Tätigkeit und somit selbst schon eine Abstraktion (also noch vor der Unterscheidung in abstrakte und konkrete Arbeit). Dem ist ohne weiteres zuzustimmen und richtig ist auch, daß dieser Sachverhalt im „Kapital“ nicht besonders klar herauskommt, sondern durch Marx' Rede von der (nützlichen) Arbeit als „ewiger Naturnotwendigkeit“ (MEW 23, S.57) eher verschleiert wird.¹⁾ Und genauso berechtigt ist auch die Kritik an der im Marxismus weit verbreiteten Auffassung, daß „die Arbeit“ genauso Wert produzieren würde wie etwa der Bäcker die Brötchen (Trenkle S.8).

Um so erstaunlicher ist daher die dann folgende Argumentation von Trenkle, die sich kritisch auf mein Buch „Die Wissenschaft vom Wert“ bezieht. Dort hatte ich unter anderem zu zeigen versucht, daß die werttheoretischen Grundbegriffe von Marx gewisse Ambivalenzen aufweisen, so auch sein Begriff der wertbildenden abstrakten Arbeit. Einerseits findet sich ein „naturalistisches Konzept“, das abstrakte Arbeit als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im „physiologischen“ Sinne auffaßt (vgl. MEW 23, S.61), die (ganz wie der Bäcker die Brötchen) unabhängig von allen Tauschvorgängen Wert „produziert“, der somit bereits dem einzelnen Produkt zukommt. Andererseits gibt es bei Marx aber auch ein „gesellschaftliches“ Konzept abstrakter Arbeit. Hier beruht abstrakte Arbeit nicht auf „natürlichen“ Attributen „der“ Arbeit – und nichts anderes ist die von Marx angeführte Verausgabung von Hirn, Muskel, Nerv etc. (MEW 23, S.58) – sondern auf einem bestimmten gesellschaftlichen *Celtungsverhältnis*: im Tausch gelten die verschiedenen Arbeiten als gleiche, was aber nur möglich ist, wenn von ihrer realen Verschiedenheit abstrahiert wird. Abstrakte Arbeit verdankt sich dann nicht „natürlichen“ Eigenschaften „der Arbeit“, sondern einer unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen stattfindenden Zuschreibung, die aber nur möglich ist, wenn „Ware“ im Plural auftritt (vgl. dazu MEW 23, S.87f; MEGA II.6, S.41 sowie Heinrich 1991, S.167ff).

Die von mir kritisierte naturalistische Tendenz bei Marx wird nun aber von Trenkle (S.8) insofern verteidigt, als er es als ganz wesentlich ansieht, daß die Produkte noch vor dem Tausch Wertcharakter besitzen (Trenkle S.9). Wenn ich Trenkle richtig verstehe, führt er dafür im

wesentlichen zwei Gründe an. Erstens: Die kapitalistische Produktion geschieht nicht ins Blaue hinein, sondern ist immer schon auf den Markt ausgerichtet. Dies wird von niemandem bestritten, nur stellt sich die Frage, ob die Verwertungsabsicht des Kapitalisten und die entsprechende Organisation der Produktion bereits ausreicht, dem Produkt Wertgegenständlichkeit zu verleihen, oder ob es diese erst im gesellschaftlichen Zusammenhang erhält.²⁾ „Davon zu sprechen, daß der Wert in der Form des Tauschwertes erst auf der Ebene der Zirkulation erscheint, setzt bereits die Einsicht voraus, daß er nicht hier entsteht, wie Sohn-Rethel und andere Tauschtheoretiker sowie alle Vertreter der subjektiven Wertlehre meinen; die Einsicht also, daß es einen Unterschied zwischen dem Wesen des Werts und seinen Erscheinungsformen gibt.“ (Trenkle S.9) Hier scheint mir zum einen ein gewisser Kategorienfehler vorzuliegen, wenn aus dem „Ort“ einer „Erscheinungsform“ (Wert erscheint in der Zirkulationssphäre) geschlossen wird, daß das Wesen, das da erscheint, dann aber an einem anderen Ort „entstanden“ sein müsse (in der Produktionssphäre): Differenzen zwischen logischen Kategorien werden umstandslos mit Differenzen innerhalb einer räumlichen Metapher ineins gesetzt.

Wichtiger ist jedoch, daß Trenkle überhaupt die Frage stellt, „wo entsteht der Wert?“. Explizit oder implizit wurde diese Frage sowohl von der klassischen politischen Ökonomie als auch von der subjektiven Wertlehre gestellt und von der ersten mit „in der Produktionssphäre“ von der zweiten mit „in der Zirkulationssphäre“ beantwortet. Bei Marx (sofern er nicht gerade „naturalistisch“ argumentiert) wird dagegen deutlich, daß sich bereits diese Frage einer dem Fetischismus der Warenproduktion aufsitzen Problemstellung verdankt. Für die Wertgegenständlichkeit gilt nämlich das Gleiche, was Marx für die Äquivalentform ausführte: es handelt sich um eine Eigenschaft, die einem Ding in einem bestimmten Verhältnis zu einem anderen Ding zukommt und da die Eigenschaften der Dinge normalerweise nicht aus ihren Verhältnissen zu anderen Dingen entspringen, sondern schon vorher da sind, *scheinen* sie ihre Eigenschaften unabhängig von diesem Verhältnis zu besitzen (vgl. MEW 23, S.72). Daß den Waren ihre Wertgegenständlichkeit auch einzeln, unabhängig von dem gesellschaftlichen Zusammenhang zukommt, ist gerade der Schein, durch den eine gesellschaftliche Eigenschaft in eine natürliche verwandelt wird. Zweitens: Der Wert „entsteht“ daher nicht irgendwo und ist dann „da“, der Wert ist vielmehr die *gegenständliche Reflexion* eines bestimmten gesellschaftlichen Verhältnisses. Beim Brötchen macht es durchaus Sinn zu fragen, wo es „entstanden“ ist, ob in der Backstube oder auf der Ladentheke; glaubt man aber dem Wert mit derselben Frage beikommen zu

können, dann deutet dies darauf hin, daß man doch noch die Vorstellung hat, daß die Arbeit in einer ähnlichen Weise den Wert produziert wie der Bäcker das Brötchen.

Aber warum ist diese Frage überhaupt so wichtig, daß man damit das Publikum quält? Tatsächlich geht es um das Verständnis der spezifischen Art von Gesellschaftlichkeit, die in der bürgerlichen Gesellschaft existiert. Zwischen den Produzenten (unter kapitalistischen Bedingungen: den kapitalistischen Unternehmen) existiert eine allseitige Abhängigkeit, zugleich sind diese Produzenten aber unabhängig voneinander, die Produktion ist „privat“. Inwieweit diese „Privatproduktion“ zum Bestandteil gesellschaftlicher Produktion wird, stellt sich erst im nachhinein heraus und zwar in einem über Geld (und weiterentwickelt: Kredit) vermittelten Prozeß. Verlegt man nun die Wertgegenständlichkeit bereits in das privat produzierte Produkt, dann gilt dieses bereits als an sich schon Gesellschaftliches; die Vermittlung, in der die private Produktion überhaupt erst als Gesellschaftliche anerkannt wird, wird dann zu einem bloßen Randphänomen. Aber gerade die Formen dieser Vermittlung werfen entscheidende theoretische Probleme auf: die zahlreichen Ansätze zur Wertformanalyse und der unvollendete (und auf der gegebenen Grundlage wahrscheinlich auch nicht vollendbare) Kreditabschnitt des dritten Bandes des „Kapital“ machen dies deutlich. Dementsprechend wurden im „klassischen“ Marxismus der Arbeiterbewegung, der ebenso wie Trenkle die Wertgegenständlichkeit der Produkte bereits mit der kapitalistischen Produktion als gegeben ansieht, gerade diese schwierigen Teile der Marxschen Ökonomiekritik weitgehend ignoriert.³⁾

Profiteure, produktive Arbeit und Krise

In den recht knappen Ausführungen zur Krise referiert Trenkle (S.10) die bekannte Zusammenbruchsthese der *Krisis*-Gruppe, „daß die moderne Warenproduktion in einen fundamentalen Krisenprozeß eingetreten ist, der nur in ihrem Untergang münden kann“, Begründungen werden allenfalls angedeutet.

Nun sind Zusammenbruchstheorien keineswegs neu. Sie gehörten vor 1914 zum ideologischen Kernbestand sowohl des „marxistischen Zentrums“ in der SPD um Bebel und Kautsky als auch des linken Flügels um Rosa Luxemburg (wenngleich diese Theorien unterschiedliche politische Funktionen hatten: beim Zentrum dienten sie der Rechtfertigung eines „revolutionären Attentismus“, man wartete auf den „großen Kladderadatsch“ (Bebel) und verwarf jede frühere revolutionäre Aktion als „voluntaristisch“; bei Luxemburg hatte die Zusammenbruchstheorie dagegen eine mobilisierende Funktion, die Linke hatte nicht nur den Gang der Geschichte auf ihrer Seite, es sollte auch die

mit dem Zusammenbruch einhergehende Barbarei durch eine vorher stattfindende Revolution verhindert werden). Auch die kommunistischen Parteien der 20er und 30er Jahre hielten an der Zusammenbruchstheorie fest: Lenin hatte den Imperialismus bereits als verfallenden, im Niedergang befindlichen Kapitalismus charakterisiert und als sich dieser Kapitalismus in den 20er Jahren unübersehbar erhob und sogar zu einer beschleunigten Entwicklung der Produktivkräfte führte, wo doch Stagnation vorhergesagt war, mußten Autoren wie Eugen Varga mit der These von der „allgemeinen Krise des Kapitalismus“ einspringen, wo jeder Aufschwung als letztes Aufbäumen vor dem endgültigen (und durch den Aufschwung noch beschleunigten!) Niedergang interpretiert wurde. Als dann der Marxismus im Gefolge der Studentenbewegung in den späten 60er und den 70er Jahren in Westeuropa wieder Konjunktur hatte, gab es auch wieder zusammenbruchstheoretische Ansätze (etwa bei Ernest Mandel), wenngleich sie nicht dieselbe Bedeutung erlangten wie früher. In den 80er Jahren waren sie weitgehend verschwunden, bis sie schließlich von Robert Kurz und der Zeitschrift *Krisis* wieder aus der Versenkung hervorgeholt wurden. Gerade angesichts der vielfach zutreffenden Kritik an den Bornierungen des klassischen Marxismus der Arbeiterbewegung ist es verwunderlich, daß sich die *Krisis*-Gruppe nun ausgerechnet mit dieser Perle des Arbeiterbewegungsmarxismus schmückt.

Problematisch sowohl bei den alten Zusammenbruchstheorien als auch bei ihrem neuerlichen Revival ist bereits der „Zusammenbruch“ selbst: was für einen gesellschaftlichen Zustand soll man sich darunter vorstellen? Elend und Massenarbeitslosigkeit überall? Aber was ist dann der Unterschied zu einer „normalen“ Krise? Oder wirklich das Ende der Warenproduktion? Aus Trenkles Text kann ich keine eindeutige Antwort entnehmen. Einerseits ist wie oben zitiert vom „Untergang der Warenproduktion“, also vom tatsächlichen Verschwinden der Produktionsweise die Rede. Andererseits soll „theoretisch und empirisch“ gezeigt worden sein, „daß es keinen neuen, säkularen Akkumulationsschub mehr geben wird, sondern daß der Kapitalismus unwiderruflich in eine barbarische Niedergangs- und Zerfallsepoche eingetreten ist“ (Trenkle S.10). In diesem Fall gäbe es weiterhin Warenproduktion und Kapitalismus, aber stagnierend und mit fürchterlichen sozialen Auswirkungen.

Drei Argumente werden bei Trenkle angedeutet (und zum Teil in anderen Texten der *Krisis*-Gruppe ausgeführt), die zwar keinen endgültigen „Untergang“ der Warenproduktion, aber vielleicht den „unwiderruflichen“ Niedergang des Kapitalismus plausibel machen können: Erstens: die „Abschmelzung der Arbeitssubstanz ... in den produktiven Kernsektoren der Welt-

marktproduktion“, zweitens der „fortschreitende Rückzug des Kapitals aus riesigen Weltregionen“, drittens die „gewaltige Aufblähung und Entfesselung der Kredit- und Spekulationsmärkte“.

Sehen wir uns diese Argumente im Einzelnen an. Am schwächsten scheint mir Argument Nr. 2 zu sein. Abgesehen davon, daß man diskutieren könnte, ob der hier genannte empirische Befund tatsächlich so zutrifft (d.h. gibt es tatsächlich „riesige Weltregionen“, die schon einmal kapitalisiert waren und erst jetzt entkapitalisiert werden?), läßt sich die behauptete globale Niedergangstendenz mit ihm nicht begründen. Betrachtet man die Entwicklung des Industriekapitalismus in den letzten 200 Jahren so gab es ein ständiges Auf und Ab einzelner Regionen: die frühen Industrieviertel in Mittelengland, die Automobilindustrie in Detroit, das Ruhrgebiet sie alle waren einmal zentrale Standorte des Kapitals, erfuhren einen Niedergang, neue Standorte (im amerikanischen Sunbelt, in Südeuropa, in Süddeutschland) entstanden, zum Teil konnten sich die alten Standorte erholen, zum Teil nicht. Dies gilt aber nicht nur für die Bedeutung von Regionen innerhalb eines Nationalstaats, sondern auch für Bedeutung ganzer Staaten und Weltregionen. Daß es sich im Moment aber nicht nur um dieses Auf und Ab verschiedener Regionen handelt, daß sich der Kapitalismus von einer weltumspannenden Macht auf wenige (und immer weniger werdende) Inseln in einem Meer nicht-kapitalistischer Produktionsweise zurückzieht, darauf scheint mir gegenwärtig nichts hinzudeuten.

Der in Argument Nr. 3 angesprochene Sachverhalt wurde von Robert Kurz (1995b) ausführlicher behandelt. Bei der Lektüre dieses Aufsatzes drängt sich aber der Eindruck auf, daß bereits die bloße Ausdehnung von Kreditbeziehungen in der kapitalistischen Produktion schon als Unterminierung der ganzen Produktionsweise angesehen wird, da die Zinsforderungen, die aus den Krediten folgen, das „reale“ Kapital „einschnüren“ und zu „ersticken“ drohen. Nun hat bereits Marx in seiner (sicher unzureichenden) Analyse des Kredits recht plausibel herausgearbeitet, daß die Kreditvermittlung der Produktion und damit auch die Aufspaltung des Profits in Zins und Unternehmerrückgewinn gerade der Normalfall in einem entwickelten Kapitalismus ist. Und in der Tat steigert der Kredit erheblich die Dynamik und Flexibilität des Kapitalismus: zum einen ist die Akkumulation des Einzelkapitals nicht mehr durch den von ihm selbst produzierten Profit begrenzt, die gesellschaftlichen Ressourcen können erheblich schneller in neue Kanäle geleitet werden, zum anderen hat gerade die „Einschnürung“ des Kapitals durch die Zinszahlungen zur Folge, daß das Einzelkapital auch unabhängig von den Konkurrenzverhältnissen zur Steigerung der Produktivkraft und zur Ökonomisierung des

konstanten Kapitals gezwungen wird. Kann ein Unternehmen bei diesem beständigen Wettlauf nicht mehr mithalten, dann verschwindet es bei Kreditfinanzierung schneller als wenn es nur mit Eigenkapital arbeiten würde und noch eine Zeitlang „von der Substanz“ zehren könnte, was zwar für den einzelnen Kapitalisten und die von ihm beschäftigten Arbeitskräfte sehr unangenehm sein mag, die „Effizienz“ des kapitalistischen Systems als Ganzem aber erhöht. Kredit und Spekulation steigern nicht nur Dynamik und Flexibilität des Kapitalismus, sie können auch Krisen auslösen oder vorhandene Krisentendenzen verstärken, aber auch diese Krisen sind für den Kapitalismus als Ganzes durchaus funktional. Wird der „Zinsdruck“ nicht nur für einzelne Kapitale, sondern für die meisten Kapitale zu stark, dann gerät nicht nur das „reale“ Kapital unter Druck, sondern auch das Bankensystem: dessen Kredite werden „faul“. Der zu hohe „Zinsdruck“ wird dann durch eine Krise „bereinigt“, der sowohl ein Teil des industriellen wie des Bankkapitals zum Opfer fallen mag, aber noch lange nicht das kapitalistische System als Ganzes.

Bleibt noch das erste von Trenkle erwähnte Argument, das auch in vielen Texten der *Krisis*-Gruppe eine wichtige Rolle spielt, das „Abschmelzen produktiver Arbeit“. Wenn ich es richtig sehe, dann überkreuzen sich hier zwei verschiedene Argumentationslinien. Zum einen werden Überlegungen aufgenommen, die Marx im Rahmen seiner Begründung des „Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate“ anstellt, zum anderen wird mit einem neuen Begriff von produktiver Arbeit operiert.

Den langfristigen Fall der gesellschaftlichen Durchschnittsprofitrate begründete Marx kurz gesagt damit, daß der Anteil des „variablen Kapitals“ (mit dem die Arbeitskraft gekauft wird) am vorgeschossenen Gesamtkapital immer mehr abnehme, da die Steigerung der Produktivkraft eine immer teurere Maschinerie erfordern würde. Mehrwert (und damit auch seine verwandelte Form Profit) entstehe aber nur durch die Verausgabung lebendiger Arbeitskraft, so daß das Kapital im Laufe seiner Entwicklung die Quelle seiner Verwertung untergrabe und daher die Profitrate langfristig sinke. Das Problem bei dieser Argumentation besteht darin, daß der skizzierte Prozeß nicht nur den von Marx hervorgehobenen Aspekt (Vermehrung des konstanten Kapitals gegenüber dem variablen) hat, der allein betrachtet eine Senkung der Profitrate bewirkt, sondern auch noch andere, die Profitrate steigernde Eigenschaften aufweist: die Produktivkraftsteigerung wirkt verbilligend auf das eingesetzte konstante Kapital und außerdem steigert sie die Mehrwertrate (d.h. die gleiche Menge Arbeitskraft liefert in derselben Zeit einen größeren Mehrwert). Die Bewegung der Profitrate ist erst das Resultat

aller drei Effekte. Zwar wurden die beiden zuletzt erwähnten Punkte auch von Marx gesehen, doch hielt er sie für untergeordnet, ohne dies jedoch ausreichend belegen zu können. Wer einen Fall der Profitrate behauptet (oder darauf gestützt eine Abnahme der produktiven Arbeit), also eine *quantitative Aussage* macht, muß dafür auch eine quantitative Begründung vorlegen (in unserem Fall: es müßte gezeigt werden, daß der erste, die Senkung der Profitrate bewirkende Effekt quantitativ tatsächlich größer ist als die beiden anderen Effekte zusammengekommen). Der an dieser Stelle oft gehörte Einwand, daß es aber doch nicht um quantitative Größen, sondern um gesellschaftliche Verhältnisse gehe, ist wenig überzeugend, wenn derjenige, der diesen Einwand vorbringt, vorher selbst mit der quantitativen Veränderung bestimmter Größen argumentiert hat.⁴⁾

Es finden sich bei der *Krisis*-Gruppe aber noch Überlegungen ganz anderer Art, die das „Abschmelzen der produktiven Arbeit“ begründen sollen. Dabei wird der Begriff der produktiven Arbeit in einer etwas ungewöhnlichen Weise umdefiniert. Marx hatte in den „Theorien über den Mehrwert“ herausgestellt, daß die Begriffe produktive/unproduktive Arbeit, wenn sie für eine sinnvolle Analyse taugen sollen, vom Charakter der Produktionsweise und nicht von irgendwelchen konkreten Eigenschaften des Arbeitsprozesses abhängig gemacht werden müssen. Unter kapitalistischen Verhältnissen sei daher nicht schon jede Lohnarbeit „produktiv“, sondern nur diejenige, die auch Mehrwert produziert. Die Arbeit eines Gärtners, der den Garten eines Kapitalisten pflegt, ist solange unproduktiv, wie dieser Garten einzig dem Genuß dieses Kapitalisten dient. Erst wenn die Gartenprodukte auf dem Markt mit Gewinn verkauft werden, wird die Arbeit des Gärtners (ohne daß sich konkret etwas an ihr geändert hätte) „produktive Arbeit“. Als unproduktiv betrachtet Marx auch solche Arbeiten, die, obwohl sie im Rahmen einer kapitalistischen Produktion stattfinden, lediglich den Formwechsel von Ware und Geld zum Gegenstand haben, also nicht durch die Produktion selbst, sondern durch ihre kapitalistische Form bedingt sind. Unproduktive Arbeit trägt nicht zur Mehrwertproduktion bei, sondern muß aus dem Mehrwert bezahlt werden und schmälert somit die Möglichkeiten der Akkumulation.

In dem schon erwähnten Aufsatz von Kurz (1995b) werden die Marxschen Überlegungen zwar zunächst zutreffend referiert, es findet sich dann aber die Tendenz, die unproduktiven Arbeiten doch wieder an gewissen stofflichen Eigenschaften (nämlich als Dienstleistungen im Unterschied zur „substantiellen“ Warenproduktion) festzumachen.⁵⁾ Wichtiger als solche Unschärfen ist jedoch, daß Kurz eine grundsätzliche Erweiterung des begrifflichen Umfangs

produktiver Arbeit vornimmt. „Produktiv“ sollen nur diejenigen Arbeiten sein, die nicht nur einzelbetrieblich, sondern auch auf der Ebene der gesamten Gesellschaft für die Reproduktion des Kapitals erforderlich sind. Seine Überlegungen laufen darauf hinaus, daß beispielsweise die Arbeit der Arbeitskräfte in einer Brotfabrik produktiv ist, sofern ihr Produkt (die Brote) von Arbeitskräften verzehrt wird, die selbst ebenfalls wieder produktive Arbeit verrichten, nicht aber, wenn diese Brote von nicht-produktiven Arbeitern (wie etwa dem Hausdiener eines Unternehmers) verzehrt werden. Damit eine Arbeitskraft „produktiv“ verausgabt wird, ist dann nicht nur notwendig, daß sie ein Produkt produziert, das verkauft wird und bei dessen Verkauf Gewinn erzielt wird, es kommt auch auf die weitere *Verwendung* dieses Produkts an: Produktiv im Sinne von Kurz ist eine Arbeit nur, wenn ihr Produkt von produktiven Arbeitern (als Konsumtions- oder als Produktionsmittel) verzehrt wird.

Stören wir uns nicht an der offensichtlichen Zirkularität dieser Definition (produktive Arbeit wird durch produktive Arbeit definiert),⁶⁾ sondern unterstellen ruhig einmal (und darauf will Kurz letzten Endes hinaus), daß der Anteil unproduktiver Arbeit an der Gesamtarbeit tatsächlich zunimmt oder andersherum, daß wir die „Abschmelzung“ (Trenkle) produktiver Arbeit beobachten können. Ob damit schon der Untergang des Kapitalismus eingeläutet wird, müßte aber erst noch gezeigt werden. Zwar ist bei Kurz mehrfach von einer „Schmerzgrenze“ der Kapitalreproduktion die Rede, die durch die Zunahme unproduktiver Arbeit sogar schon überschritten sei; auf eine inhaltliche Bestimmung der Größe einer solchen „Schmerzgrenze“, wartet man jedoch vergeblich. Hat man aber nicht einmal eine vage Vorstellung von der Bestimmung dieser Schmerzgrenze, woher weiß man dann, daß sie bereits überschritten ist?

Hinter der Rede von einer „Schmerzgrenze“ steckt anscheinend die Vorstellung, daß der „produktive“ mehrwertschaffende Bereich den wachsenden unproduktiven alimentieren muß und daß dann nicht genügend Mehrwert für die Akkumulation in der „substantiellen Warenproduktion“ übrig bleibt. Allerdings haben wir es hier mit einem ähnlichen Problem wie beim Fall der Profitrate zu tun: die wachsende Produktivkraft sorgt dafür, daß die von einer „produktiven“ Arbeitskraft produzierte Mehrwertmasse beständig steigt, daß also eine „produktive“ Arbeitskraft eine ständig wachsende Masse unproduktiver Arbeit unterhalten kann. Wird behauptet, die unproduktive Arbeit werde zur untragbaren Last, dann müßte mindestens gezeigt werden, daß sie schneller wächst als die Produktivkraft (wobei noch zu berücksichtigen wäre, daß die „Rationalisierung“ vor den „unproduktiven“ Sektoren keineswegs haltmacht, also auch die „unproduktiven“ Leistun-

gen mit immer geringerer Arbeitsverausgabung erbracht werden). Denn erst wenn dies der Fall ist, kann sich die Zunahme der unproduktiven Arbeit einer (wie auch immer bestimmten) „Schmerzgrenze“ überhaupt nähern.

Zusammenbruch oder reinigendes Gewitter?

Wenn die gerade skizzierten Überlegungen zutreffen, dann ist bis jetzt nicht wirklich plausibel gemacht worden, daß der Kapitalismus gerade seine „Zusammenbruchskrise“ erlebt. Andererseits ist die Existenz von Krisen (und wohl auch schärfer werdenden Krisen) nicht zu bestreiten. Welche Bedeutung haben nun diese Krisen, wenn sie nicht auf den Zusammenbruch des Kapitalismus hinauslaufen?

Bereits zu Anfang meines Textes wurde die spezifische Gesellschaftlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft angedeutet: die Produktion ist trotz allseitiger Abhängigkeit „privat“ organisiert, erst im Nachhinein, auf dem Markt zeigt sich inwiefern die Privatprodukte als Produkte gesellschaftlicher Arbeit anerkannt werden. Indem das innerlich Zusammengehörige durch die Form von Kauf und Verkauf auseinandergerissen wird, ist bereits die *Möglichkeit* der Krise gegeben, wie Marx im ersten Abschnitt des ersten „Kapital“-Bandes festhält. Um zu sehen, wie aus dieser bloßen Möglichkeit eine wirkliche Krise wird, muß der Gesamtprozeß kapitalistischer Produktion und Reproduktion untersucht werden, was Marx im dritten Band des „Kapital“ unternimmt. Hier finden sich dann vor allem im 15. Kapitel verschiedene Ansätze zur Krisentheorie. Obwohl diese Ansätze unvollständig und auch systematisch unzureichend sind (vor allem weil das Kreditsystem ausgeblendet bleibt), kann Marx deutlich machen, daß Krisen keine „zufälligen“ Ereignisse sind, die durch eine geschickte staatliche Wirtschaftspolitik abgewendet werden könnten. Gerade der „bewußtlose“ Charakter der Vergesellschaftung einerseits und der Imperativ maximaler Kapitalverwertung andererseits bauen immer wieder Ungleichgewichte, Widersprüche und Blockaden auf, die nur gewaltsam – vermittelt einer Krise – beseitigt werden können. Insofern haben Krisen eben nicht nur eine zerstörerische Wirkung; für das Kapital als Ganzes haben sie eine außerordentlich positive Funktion. Genauer: gerade aufgrund ihrer zerstörerischen Wirkungen haben die Krisen diese positive Funktion. Indem nicht mehr profitable Einzelkapitale entwertet, dysfunktional gewordene gesellschaftliche Strukturen beseitigt, Arbeiter und Arbeiterinnen massenhaft arbeitslos werden und ihr Reproduktionsniveau gesenkt wird, werden für die verbleibenden Kapitale die Verwertungsbedingungen enorm verbessert und es kann ein neuer Akkumulationsschub einsetzen, der schließlich zu neuen Widersprüchen und Blockaden führen wird, die

durch die nächste Krise beseitigt werden müssen. Der Kapitalismus verhält sich hier ähnlich wie ein Krebsgeschwür: auch wenn 90% eines Tumors vernichtet werden, hindert dies die restlichen 10% keineswegs am weiteren Wachstum, dies erfolgt eventuell sogar noch schneller.

Was nun die gegenwärtigen Krisenprozesse angeht, so scheinen sie mir alles andere als das Ende des Kapitalismus anzuzeigen. So ist die sogenannte „Asienkrise“ nicht der Anfang vom Ende des Kapitalismus in Ostasien, sondern eher dessen Beginn: der in den Zeiten des Kalten Krieges politisch (sowohl von den einzelnen Nationalstaaten als auch von der Hegemonialmacht USA) stabilisierte Kapitalismus Ostasiens, hatte wie üblich in solchen Situationen, riesige spekulative Blasen hervorgebracht. In den letzten anderthalb Jahren sind nicht nur einige dieser Blasen geplatzt, der Kapitalismus der (vorgeblichen) „Tigerstaaten“ muß auch damit zurechtkommen, daß er eben nicht mehr das Hätschelkind der USA ist. Insofern bewirkt die Asienkrise, daß der Kapitalismus in Ostasien auf ein „realistisches“ Entwicklungsniveau zurückgestutzt wird, was für die Masse der Bevölkerung mit einer enormen Verschlechterung ihrer Lebensbedingungen verbunden ist. Auf dieser reduzierten Basis wird sich der ostasiatische Kapitalismus dann aber aus eigener Kraft weiterentwickeln können und wahrscheinlich schon bald ein viel schärferer Konkurrent für das US-amerikanische und westeuropäische Kapital werden, als er dies jemals zuvor war. Und auch Afrika (das Trenkle wahrscheinlich im Sinn hatte, als er davon sprach, daß sich das Kapital aus ganzen Weltregionen zurückziehen würde) scheint eher am Anfang als am Ende einer kapitalistischen Entwicklung zu stehen. Mit der Abschaffung der Apartheid in Südafrika ist die politische Blockade für die weitere Expansion der mit Abstand stärksten wirtschaftlichen Macht Afrikas gefallen. Inzwischen dominiert Südafrika nicht nur die südafrikanische Wirtschaftsgemeinschaft, südafrikanische Konzerne sind auch schon neben US-amerikanischen in Zentralafrika in Stellung gegangen, um die Ausbeutung dieser rohstoffreichen Region nicht mehr nur französischen Unternehmen zu überlassen, so daß die Zeichen eher auf eine Verstärkung als auf eine Abschwächung kapitalistischer Entwicklung hindeuten, wenngleich diese auf niedrigem Niveau stattfinden und sich eher in Jahrzehnten als in Jahren bemessen wird.

Der Zusammenbruch des Realsozialismus ist wohl nicht das Anfang vom Ende der Warenproduktion, sondern eher der Anfang eines historisch zum ersten Mal auftretenden: „globalen“ Konkurrenzkapitalismus. Wenn die „Konkurrenz auf dem Weltmarkt“ wirklich die „Basis und die Lebensatmosphäre der kapitalistischen Produktionsweise bildet“, wie Marx im dritten Band des

„Kapital“ formulierte (MEW 25, S.120), dann ist dieser „Weltmarkt“ heute zum ersten Mal soweit entwickelt, daß er tatsächlich die gesamte Welt umfaßt. Insofern wird die reale Existenz der kapitalistischen Produktionsweise jetzt zum ersten Mal „ihrem Begriff adäquat“. Dieser nun endlich realisierte Kapitalismus scheint mir zwar sehr weit entfernt von allem „Niedergang“ oder „Untergang“ zu sein, er wird aller Voraussicht nach aber auch nicht viel mit den (aus heutiger Perspektive) nachgerade komfortablen Zuständen des „Wirtschaftswunders“ der Nachkriegszeit gemein haben. Zumindest in Westeuropa und den USA herrschte über etwa 20 Jahre hinweg (von Mitte der 50er bis Anfang der 70er Jahre) nahezu Vollbeschäftigung, die Reallohne stiegen, sozialstaatliche Leistungen wurden ausgebaut und die kapitalistische Entwicklung verlief zwar zyklisch aber ohne größere Kriseneinbrüche. Solche fast schon idyllischen Zustände (die aber auch damals nur in den kapitalistischen Metropolen und nicht in den Ländern der sog. 3. Welt existierten) sind, zumindest für absehbare Zeit, nicht mehr zu erwarten. Das Ende eines bestimmten kapitalistischen Entwicklungsmodells (das üblicherweise mit den Begriffen „Fordismus“ und „keynesianischer Wohlfahrtsstaat“ etikettiert wird), dessen Existenz auf einer Reihe von ökonomischen und politischen Sonderfaktoren beruhte, ist nicht zu verwechseln mit dem Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise als solcher. Mir scheint, daß viele Erscheinungen, die Trenkle wahrscheinlich der „barbarischen Niedergangsepoche“ des Kapitalismus zuschreibt, viel eher zu dessen ganz normaler Funktionsweise gehören, von der wir nur eine Zeitlang mehr oder weniger verschont geblieben sind. Und diese „barbarische“ Normalität des Kapitalismus ist nach wie vor ein guter Grund, sich Gedanken über dessen Abschaffung zu machen.

Anmerkungen

- 1 In der „Einleitung“ von 1857 hob Marx allerdings selbst hervor, daß Arbeit als scheinbar einfache Kategorie sich bereits einer Abstraktion verdankt. – Nicht unproblematisch ist es, wenn etwa bei Robert Kurz (1995a) dieser „Arbeitsfetisch“ zum Angelpunkt sowohl der Kritik an Marx (insofern sich hier seine „Janusköpfigkeit“ – Kritiker und zugleich Vertreter der „Modernisierung“ zu sein – zeige) als auch der Kritik an der „Modernisierung“ gemacht wird: zum einen wird dabei das Konzept der „Modernisierung“ weitgehend unkritisch aus der bürgerlichen Soziologie übernommen (die ihm zugrunde liegende Dichotomie traditional/modern wäre gerade zu hinterfragen), zum anderen besteht die Gefahr, daß die strukturellen Sachverhalte, die Marx mit den Begriffen des Waren-, Geld- und Kapitalfetisch faßt, hinter diesem „Arbeitsfetisch“ verschwinden.

- 2 Daß Marx' eigene Darstellung zu Beginn des „Kapital“ diesem Schein Vorschub leistet, wird von ihm bei der Überarbeitung der ersten Auflage anerkannt. In seinem Überarbeitungsmanuskript heißt es, nachdem er seine Darstellung kurz referiert hat: „So wurden der Rock und Leinwand als Werthe, jedes für sich auf Vergegenständlichung menschlicher Arbeit schlechthin reducirt. Aber in dieser Reduktion wurde vergessen, daß keines für sich solche Wertgegenständlichkeit ist, sondern daß sie solches nur sind, soweit das ihnen gemeinsame Gegenständlichkeit ist. Ausserhalb ihrer Beziehung auf einander – der Beziehung worin sie gleichgelten – besitzen weder der Rock noch die Leinwand Werthgegenständlichkeit oder ihre Gegenständlichkeit als blosse Gallerten menschlicher Arbeit schlechthin. Diese gesellschaftliche Gegenständlichkeit besitzen sie auch nur als gesellschaftliche Beziehung.“ (MEGA II.6, S. 30, Hervorhebungen von mir).
- 3 Vor allem Hans-Georg Backhaus (dessen gesammelte Aufsätze 1997 erschienen sind) kommt das Verdienst zu, daß er immer wieder auf die zentrale Bedeutung hingewiesen hat, welche die Wertformanalyse für die Marxsche Ökonomiekritik besitzt.
- 4 Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit dem Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate, bei der auch gezeigt wird, daß sich aus dem 13. Kapitel des ersten Bandes des „Kapital“ ein wichtiges Argument gegen dieses Gesetz entnehmen läßt, wird in der im Frühjahr 1999 erscheinenden, erweiterten Neuauflage der „Wissenschaft vom Wert“ enthalten sein.
- 5 So werden z.B. sämtliche bei einem Unternehmen anfallenden „Gemeinkosten“ den unproduktiven

Arbeiten zugerechnet (Kurz 1995b, S.32f). Dies ist zwar für die Lohnabrechnung richtig, nicht aber für das ebenfalls erwähnte Putzpersonal: während erstere lediglich dem Formwandel Ware-Geld geschuldet ist, bildet die Tätigkeit der Putzkolonnen eine der Voraussetzungen dafür, daß die Arbeitskräfte geordnet produzieren können.

- 6 Über diese Zirkularität scheint sich auch Kurz im Klaren zu sein, denn er merkt an, daß sein Begriff produktiver Arbeit „dem positivistisch versuchten definitorischen Denken ungewöhnlich erscheinen“ mag (Kurz 1995b, S.35) – womit zukünftige Kritiker schon mal in die Schranken gewiesen sind, denn wer mag schon „positivistisch versucht“ sein. Würde man nicht nur, wie in Kurz' Artikel, von „kreislauftheoretischer Betrachtung“ sprechen, sondern auch eine anstellen, etwa auf der Grundlage der von Marx' im zweiten Band des „Kapital“ betrachteten Reproduktionsschemata, dann ließe sich diese Zirkularität ohne weiteres beseitigen. Allerdings wäre mit einer konsistenten Definition noch nicht ausgemacht, daß sie für eine Analyse auch sinnvoll ist.

Literatur

- Hans-Georg Backhaus (1997): Dialektik der Wertform, Freiburg.
 Michael Heinrich (1991): Die Wissenschaft vom Wert, Hamburg (2. erw. Auflage, Münster 1999).
 Robert Kurz: (1995a): Postmarxismus und Arbeitsfetisch, in: Krisis 15.
 Robert Kurz (1995b): Die Himmelfahrt des Geldes, in: Krisis 16/17.
 Norbert Trenkle (1998): Was ist der Wert? Was soll die Krise? Streifzüge 3/98.

BUCHTIP

In der Edition Tiamat des Berliner Verlags Bittermann ist ein Buch gegen die stets läufige Journaille erschienen. Darin finden sich auch Beiträge von Gerhard Scheit, zu News, und von Franz Schandl, zu profil und Krone:

Jürgen Roth/Klaus Bittermann (Hg.)

Journalismus als Eiertanz.

Zweiundfünfzig Meditationen
über die Presse

Verlag Klaus Bittermann,
Berlin 1999, 255 Seiten, DM 34

Information Debatte Theorie Praxis

radiX

Die neue Zeitschrift für
eine ökologische Linke

Abo (4 Nummern): öS 100,-
beilegen und bestellen bei:

Ökologische Linke
Postfach 28
1153 Wien

Arbeit und Wahn II

von Gaston Valdivia

Nähezu ungebrochen herrscht der volkswirtschaftliche Aberglaube, durch mehr innovative Investitionen könnte der Arbeitsgesellschaft noch einmal auf die Sprünge geholfen und ihr chronischer Arbeitsplatzmangel behoben werden. Zwar dringt die Tatsache ins Bewußtsein, daß Investitionen heute vorwiegend der Rationalisierung dienen und unablässig Arbeitsplatzverlust mit sich bringen, der Glaube bewahrt aber vor der tieferen Einsicht, es könne sich dabei um einen irreversiblen, globalen Prozeß handeln, dem mit Opferkerzen, Arbeitszeit- und Kostenjonglieren nicht mehr beizukommen ist. Beizukommen ist dem Glauben leider auch nur schwer und so hält sich hartnäckig das Gerücht, man habe es zwar mit einem gräßlichen, aber nur vorübergehenden Spuk zu tun. Alles wird gut!

Die heilige Konjunktur

Folglich konzentrieren sich die Hoffnungen der um die allgemeine Volksgesundheit besorgten EntscheidungsträgerInnen und deren ExpertInnen auf die sakrosankte Konjunktur, die durch Lohn- und Lohnnebenkostensenkung, Arbeitszeitflexibilisierung, Steuerreformen und neue Branchen soweit angekurbelt werden soll, daß alsbald alle BürgerInnen wieder in den (zweifelhafte) Genuß von Arbeit kommen könnten. Obwohl die Konjunktur kaum als Indikator für Wohlstand und Arbeitsmarktlage taugt, starren die ÖkonomInnen und PolitikerInnen gebannt auf ihre Entwicklung und knüpfen ihre Heilerwartungen an sie. Man erwartet, daß mit höheren Gewinnen ausgestattete Unternehmen in Dienstleistungen, Genlabors, Hightechcenter und Umweltprojekte investieren, sich den globalen Marktbedingungen flexibler anpassen und so der Konjunktur den ultimativen Kick verpassen. Horst Afheldt merkt dazu lakonisch an: „Millionen heute Arbeitslose werden aber kaum an Genen herumfummeln“. ¹⁾ Anhand der Entwicklung der Arbeitsplatzentstehung und des Sozialprodukts der letzten 30 Jahre rechnet er vor, daß es bei einem steten Konjunkturwachstum von 5,5% nicht weniger als 120 Jahre dauern würde, bis die heute allein in Deutschland fehlenden 6-7 Mio. Arbeitsplätze geschaffen wären. Und das auch nur unter der Voraussetzung unveränderter Demographie und Produktivkraftentfaltung ohne Krisen, Hyperinflation und andere realiter zu erwartende Turbulenzen.

Die Logik ‚Investitionen gleich mehr Arbeitsplätze‘ hat ihre Gültigkeit im Fordismus

gehabt, heute hat sie sie verloren. Je reichlicher den Unternehmungen Geldkapital zur Verfügung steht, desto rascher setzen sie ‚arbeitsfreie‘ Innovationen durch. Das übrige Vermögen kann und wird ausgiebig zur spekulativen Vermehrung in die bislang recht lukrativen Geld-, Kapital- oder Devisenmärkte gepumpt. Welches klassische Unternehmen oder welcher ‚selbstverwaltete Betrieb‘ wird so töricht sein, unnötige Arbeitsplätze zu schaffen, statt sich künftige Konkurrenzvorteile durch Einsatz von Hightech und lean-management zu verschaffen? Wenn sich die gesellschaftlich relevanten Kräfte also weitgehend darin einig sind, die Kosten für Arbeit zu senken, damit die daraus resultierende Ausbeute investiert werden kann, wirken sie geradezu blind an der Durchsetzung des Gegenteils ihrer arbeitsmarktpolitischen Intentionen mit. Nicht anders ergeht es den AnhängerInnen der Nachfrageschule keyensianischer Herkunft, teils in der SPD, den GRÜNEN oder Alternativkreisen beheimatet, deren Augen ebenfalls gebannt an den Konjunkturkurven haften. Durch Schaffung kaufkräftiger Nachfrage via höhere Löhne, Arbeitsumverteilung und verbesserte Transfereinkommen glauben sie der Misere besser beikommen zu können. Doch auch dieserart induzierte Gewinne werden natürlich in Rationalisierungen gesteckt und zaubern keine neuen Arbeitsplätze her.

Das alternative Wunschpotpourri

Auch die gutgemeinten Konzeptionen von alternativen WirtschaftswissenschaftlerInnen und SoziologInnen erweisen sich rasch als illusorisch. Gefordert werden qualitatives, angepaßtes Wachstum, drastische Arbeitszeitverkürzung und eine Vermögensumverteilung von oben nach unten. Ein starker Sozialstaat und eine zu ihrer ‚ursprünglichen‘ Funktion zurückgekehrte Politik sollen dieses Programm im Verbund mit den verschiedensten gesellschaftlichen Interessensgruppen wuppen. Die aus drastischer Senkung der Arbeitszeiten bei begrenztem Lohnausgleich resultierenden Gewinne dürften nicht mehr in erster Linie den KapitaleignerInnen zugute kommen, sondern sollten der kulturellen und sozialen Betreuung des Volkes dienen, das die nun hinzugewonnene Freizeit ausfüllen müßte. Gern wird dieses Wunschpotpourri als realistische Alternative oder positive Utopie auf dem Boden der Marktwirtschaft angepriesen. Das klingt seriös und soll davor bewahren, ins Abseits linksradikaler Spinnereien gestellt zu werden.

Unbekümmert wird die längst von der realsozialistischen Wirklichkeit ad absurdum geführte Vorstellung weiter transportiert, man könne den Markt durch gelenkten Einsatz von Geld und Ressourcen in den Griff bekommen und nach eigenem Gusto gestalten. Wie bei allen anderen marktwirtschaftlichen Strömungen auch, halten sie Geld für ein notwendiges und nützliches Mittel zur Ressourcenallokation und nehmen lediglich seine praktischen Funktionen, Tauschmittel, Recheneinheit und Wertmaßstab zu sein, wahr. Dabei wird gründlich verkannt, daß im Geld das chaotische wie bewußtlose gesellschaftliche Verhältnis von einander durch abstrakte Arbeit vermittelten und zugleich getrennten Individuen dinglich dargestellt ist. Geld ist daher kein bloßes Ding, das sich den eignen Wünschen gemäß als Steuerungsinstrument einsetzen ließe, sondern vielmehr die verselbständigte ‚automatische Macht‘, die die Menschen zu ‚handelnden Objekten‘ ²⁾ degradiert. Wer nun meint, die Gesellschaft über den Markt erfolgreich planen zu können, erweist sich als Opfer der bürgerlichen ‚Illusion des freien Willens‘, wie Marx es einmal treffend ausgedrückt hat.

Auch bleiben die getrennten Sphären Staat, Politik, Arbeits- und Freizeit, Recht, Ökonomie etc. in den Modellen unangetastet – sie sollen lediglich moralisch und ethisch anders besetzt werden. Die strukturell verursachte menschliche Vereinseitigung wird nur partiell kritisiert, die Arbeitsethik bleibt gänzlich unberührt. Sie erhält im Gegenteil eine vermeintlich ganz neue, realiter uralte, sinnstiftende Bedeutung. Hinzu kommt, daß alle postulierten Umverteilungsmodelle eine stabile Nationalökonomie voraussetzen und damit zwangsläufig zwischenstaatliche Konkurrenz implizieren. Nicht zufällig titelt eine aus christlich-alternativer Feder stammende Zukunftsvision ‚zukunfts-fähiges Deutschland‘, statt beispielsweise ‚zukunfts-fähige Welt‘. Vor dem Hintergrund schrumpfender Wertmassen läßt sich staatliche Prosperität aber nur noch zu Lasten von Weltmarktverlierern erzielen.

Mit erschreckender Naivität hinsichtlich Marktmacht und deren Garanten meinen die AlternativökonomInnen ihre Konzepte durch Überzeugungsarbeit, andere Wahlergebnisse, Basisinitiativen und Gewerkschaften in die Tat umsetzen zu können. Doch obwohl es sich um keine die Marktwirtschaft transzendierenden Alternativprogramme handelt, würde ihre Durchsetzung doch eine Bewegung von gewaltigen Dimensionen erfordern, wie sie sie selbst im Traum nicht erahnen. Eine solche könnte sich auch gleich gegen das ganze Kapitalbrimborium richten und ihm den Garaus machen. Man fährt ja auch nicht mit dem Bagger auf die Wiese, nur um ein einzelnes Unkräutchen zu rupfen.

Die Überflüssigen müssen weg

Da bisher alle Maßnahmen zur Behebung der Arbeitsplatzmisere versagen und sich kaum jemand so recht für die ‚realistischen Utopien‘ alternativer Provenienz begeistern kann, gehen die EntscheidungsträgerInnen derweil pragmatisch auf dem Weg des geringsten Widerstandes vor. Der gesunde Menschenverstand suggeriert, die Arbeitskräfte seien überflüssig, nicht die Marktwirtschaft. Was also liegt näher, als den nationalen Markt von ihnen zu ‚säubern‘? Beflügelt von Ausländerfeindlichkeit und rassistischen Ressentiments haben Staatsapparat und Politik das nötige Klima für die Jagd auf Nichtdeutsche und ‚fremd‘ Aussehende geschaffen. Sozialdarwinistische Literatur wird wieder populärer, um die Ausgrenzungsintentionen entsprechend wissenschaftlich untermauern zu können. Gewerkschaftsbosse wie Zwickel von der IGM fordern AusländerInnenquoten, um „den Arbeitsmarkt zu entschärfen“. Jahrelange Arbeitsquarantänen für AsylbewerberInnen und zugereiste Familienangehörige sind durchgesetzt, und an der Oder ertrinken von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt die Flüchtlinge, die von Zäunen und Wächtern am Betreten deutschen Bodens gehindert werden. (Auf Zaunprozesse werden wir allerdings vergeblich warten.) Die maliziose Visumpflicht für in Deutschland geborene Kinder von Menschen ohne deutschen Paß könnte sich künftig als nützliche Abschiebungsmöglichkeit erweisen, falls dies arbeitspolitisch sinnvoll erscheinen sollte. Auch macht sich in manchen Kreisen seit längerem die Ansicht breit, Frauen sollten wieder ihrer ‚natürlichen Bestimmung‘ gehorchen und am heimischen Herd bleiben.

Längst schon geistert in vielen Köpfen die Frage umher, ob RentnerInnen, ‚Behinderten‘, SozialhilfeempfängerInnen oder Arbeitslosen überhaupt ein Existenzrecht zustehe. Sich inflationär verbreitende entsprechende Witzeleien gehören längst zur täglichen Erheiterung des tristen betrieblichen Alltags. Flankierende rechtlich-repressive Maßnahmen gegen die störenden Überflüssigen und informellen MarktteilnehmerInnen werden in atemberaubender Geschwindigkeit durchgesetzt, beklatscht vom Pressemainstream und law-and-order-BürgerInnen.

Überflüssige Arbeitszeit statt Müßiggang

Emanzipatorische Perspektiven sind nur noch jenseits von Geld und Arbeit realisierbar. Gedanklich lassen sie sich nur ausgehend von der kritischen Analyse des Bestehenden entfalten. Die Kritik an Wesen und Wirkung der Arbeit möchte ich noch um eine Kritik der Bestimmung zahlloser besonderer Tätigkeiten erweitern, die in einer direkt vermittelten

Gesellschaft schlicht überflüssig wären, heute aber in gigantischem Ausmaß Zeit ‚binden‘. Damit gerät das Phänomen der Zeit ins Visier,³⁾ dessen Entschlüsselung zugleich auf Möglichkeiten einer müßigen Lebensgestaltung hinweist. Zeit kann ebenso wenig wie die Arbeit als überhistorische, universelle Kategorie begriffen werden, da sie als Resultat einer spezifischen Herstellung von Realität und entsprechender Denkweise dechiffrierbar ist. Im entwickelten Kapitalismus erlangt sie als Substanz der abstrakten Arbeit quasi reale Macht über die Menschen und ‚weist‘ ihnen, in unterschiedlichem Maße, Herrschaft durch Verfügungsgewalt über Zeitquantum zu. Aufhebung von Geld/Arbeit bedeutet also zugleich die ‚Befreiung von der Zeit‘. Zeit ‚strukturiert‘ die Gesellschaft, indem sie sich in Arbeit ‚bindet‘. Grob geschätzt dienen 80% der kollektiven ‚Lebensarbeitszeit‘ in den westlichen Industrienationen der Erhaltung des selbstreferenziellen Prozesses der Kapitalverwertung. Mit anderen Worten, sie erfüllen einzig und allein den Zweck, die indirekte Verteilung der Waren zu gewährleisten.⁴⁾

Als Beispiel seien hier allein die unzähligen Arbeitstätigkeiten im Warenhandel, dem Finanz-, Bank- und Versicherungswesen, Abrechnungswesen, zur rechtlichen und politischen Flankierung, zur Sicherung des Geldes, Ausbildung und Kindererziehung⁵⁾ herausgegriffen. Gleichzeitig werden horrenden stofflichen und räumlichen Ressourcen verbraucht, nebst unzähliger Arbeitsstunden zu ihrer Bereitstellung. Man denke an die verbauten Flächen für Büros, Handel, Banken, Verwaltung etc. und die gesamte dazugehörige materielle Logistik. Eine Gesellschaft, die sich vom Tausch emanzipiert hätte, bedürfte all dieser Arbeiten und Ressourcenaufwendungen nicht mehr. Deren Wegfall würde erheblich zum Machtverlust der Zeit beisteuern und ihre ‚Auflösung‘ in einen kreativen Müßiggang befördern. Nicht als universeller Maßstab des Lebensrhythmus, sondern bestenfalls als praktische Maßeinheit unter vielen würde sie noch ein ungefährlicheres Dasein fristen.⁶⁾

Ohne Zwang zur abstrakten Quantifizierung von konkreten Tätigkeiten, ohne Zeitdiktatur und vereinseitigende Arbeit wäre endlich das Tor zu einer müßigen Lebensgestaltung ohne Mangel geöffnet. Von einem Bilderverbot halte ich nicht viel. Die Wege aus der Arbeitsgesellschaft ergeben sich weder von selbst, noch entsteht eine neue Gesellschaft naturwüchsig. Neben der Kritik an den bürgerlichen Ausdrucksformen kommt es deshalb darauf an, nach in der Gesellschaft vorhandenen geistigen und materiellen Potenzen zu scannen, die für ihre gründliche Revolutionierung fruchtbar gemacht werden könnten. Sie bilden das Substrat notwendiger Überwin-

dungsansätze.⁷⁾ Aufspüren lassen sie sich nur im dialektischen Spannungsverhältnis von herrschender Gesellschaft, Kritik, Begehrtm und Denken des Möglichen.

Anmerkungen

1. Afheldt, Horst: *Wohlstand für niemand? Die Marktwirtschaft entläßt ihre Kinder*, München 1994, S. 100. Afheldt liefert eine materialreiche Analyse der sozio-ökonomischen Entwicklung, ohne mit seiner Kritik den Horizont der Marktwirtschaft zu verlassen. Seine Krisenlösungsvorschläge beschränken sich auf vage Andeutungen über „direkte Demokratie“, „umweltverträgliche Ökonomie“ und „Wohlstand für Alle“ – durchzusetzen mittels eines wiederzuerlangenden „Primats der Politik“.
2. Der in diesem Zusammenhang häufig an die Adresse der Krisis gerichtete Vorwurf, in ihrer Analyse würden den Menschen die individuelle und kollektive Handlungsfähigkeit abgesprochen und so auch die KapitalistInnen von der Verantwortung für ihre weltweiten Schweinereien enthoben, geht daneben. Die bürgerlichen Individuen als Objekte des Werts zu entschlüsseln, bedeutet keinesfalls, zu ignorieren, daß sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten eigene Strategien fahren, danach trachten, ihr Vermögen zu vergrößern, und sich größtmögliche gesellschaftliche Vorteile zu verschaffen suchen. Daß die BürgerInnen Objekte des ‚automatischen Subjekts Wert‘ sind und zugleich subjektiv handeln können, macht das phantasmagorische an der Subjektform, die nur in der bürgerlichen Gesellschaft vorkommt, aus.
3. Vgl. die Analyse in *Zeit ist Geld und Geld ist Zeit. Von der Produktion der Zeit zu ihrer marktwirtschaftlichen Dekonstruktion*. In: *Krisis* 19, S. 166 ff.
4. Vgl. ebenda, S. 177 ff.
5. Um sie marktwirtschaftstauglich zu bekommen, müssen Kinder über Jahre hinweg mühselig auf das Tauschprinzip und Eigentumsdenken zuge richtet werden.
6. Ohne den durch den Wert induzierten automatischen Zwang zur Identifizierung sind vermutlich auch die universell gültigen Maße nicht mehr lange sicher.
7. Eine Auseinandersetzung mit der von Robert Kurz in die Debatte gebrachten Entkopplungstheorie und der von Norbert Trenkle eingeführten „mikroelektronischen Subsistenz“ soll in den nächsten Nummern erfolgen.

Literatur

- Kurz, Robert: *Antiökonomie und Antipolitik*. In: *Krisis* 19;
 Trenkle, Norbert: *Weltgesellschaft ohne Geld*. In: *Krisis* 18;
 Trenkle, Norbert: *Chips statt Schrebergärten*. In: *Schwerpunkt „Utopie“ der Blätter des Iz3W*, Mai 97

Was bleibt vom Freudomarxismus Wilhelm Reichs?

von Gerhard Scheit

Posthum wurde Wilhelm Reich zu einem der wichtigsten Theoretiker der Studentenbewegung. Denn er war der Theoretiker der sexuellen Revolution, der Befreiung von der sexuellen Zwangsmoral – und seine Theorien schienen sich zunächst leichter in die Praxis umsetzen zu lassen als die von Marx: es genügte die Gründung einer Kommune in den eigenen vier Wänden. Jedenfalls waren die Bücher aus seiner marxistischen Phase – vor allem *Die sexuelle Revolution*, *Der Einbruch der sexuellen Zwangsmoral* und *Die Massenpsychologie des Faschismus* (aus letzterem soll auch im folgenden zitiert werden) – die hervorstechendsten, wenn es darum ging, die Kritik der politischen Ökonomie mit der Kritik der Kleinfamilie zu vermitteln, Marx und Freud zu vereinen und gegen die Verbürgerlichung der Arbeiterbewegung und der real-sozialistischen Staaten zu wenden. Sein Schicksal als ein von Freud und der KP Verstoßener, von den Nazis Verfolgter und Vertriebener trug ebenfalls zur Popularität wenigstens innerhalb der frühen undogmatischen Phase der Studentenbewegung bei. Andererseits mußte Reichs Marxismus aus den frühen dreißiger Jahren mit seinem ungebrochenen, direkten Bezug auf die Arbeiterklasse auch noch in der Ära der K-Gruppen radikaler erscheinen als die Theorien aus dem Frankfurter Institut für Sozialforschung, die sich ebenfalls um eine Integration der Psychoanalyse bemühten.

Reich, zunächst in den zwanziger Jahren in Wien im Kreis von Freud tätig, dann in Wien und Berlin in SP und KP engagiert, übernimmt eine ursprüngliche Intention von Freud und macht daraus eine Art Triebbefreiungstheorie: es gilt, das Verdrängte, das Es, die Triebe gegenüber den repressiven Tendenzen der Gesellschaft durchzusetzen. Bei Freud selbst bildete diese Konzeption stets nur eine Komponente seines Denkens, sie trat insbesondere seit den zwanziger Jahren mehr und mehr zurück und machte einer positiveren Einschätzung der Kultur Platz. In gewisser Weise kehrte Freud sein Konzept sogar um: nun erschien dem Begründer der Psychoanalyse gerade die Sublimierung der Triebe als zu fördernde Kulturleistung und als notwendige Verhinderung von Barbarei. Reich hingegen bewahrt nicht nur die ursprüngliche Intention Freuds, sondern spitzt sie

zu – die Barbarei, so sagt er, entspringt nicht den Trieben, sondern deren Unterdrückung.

Dies ermöglicht Reich zunächst einmal, die Bedeutung der Kleinfamilie für die Ausprägung der Ideologie zu begreifen, Strukturen des Unbewußten in ihrer Funktionalität fürs Kapital zu erkennen. Er zitiert Marx aus den *Theorien über den Mehrwert*, daß „alle menschlichen Verhältnisse und Funktionen, wie und wann die sich immer darstellen, die materielle Produktion beeinflussen und mehr oder minder bestimmend auf sie einwirken“ – und zählt zu diesen Verhältnissen eben auch die „persönlichsten und privatesten“, das „Triebleben“, das „Geschlechtsleben der Frauen und Jugendlichen und Kinder“ [...] (S.38) In dieser Erweiterung des Blickwinkels liegt in den zwanziger und dreißiger Jahren die singuläre Bedeutung Wilhelm Reichs innerhalb der Arbeiterbewegung. Es schärft vor allem auch seinen Sinn für die Gefahr des Nationalsozialismus und seine Kritik an den Staatskommunisten: einem vulgärmarxistischen Arbeiterfunktionär, der die Dynamik der Psyche unterschätze und seinen Arbeitern „illusionär Mut einpumpe“, müsse es – so Reich – immer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, daß „es für die politische Reaktion nie eine ausweglose Situation gibt, daß eine scharfe ökonomische Krise ebensogut in die Barbarei wie zur gesellschaftlichen Freiheit führen kann [...]“ (S.37)

Mit der Formulierung einer „Sexualökonomie“ wollte Reich die begriffliche Lücke zwischen Marx und Freud schließen: missing link ist die Familie – als gesellschaftliche Kernsituation, „in der die wirtschaftliche und die sexualökonomische Situation der patriarchalisch-autoritären Gesellschaft sich ineinanderflechten“. „Die Verknüpfung der sozialökonomischen und der sexuellen Struktur der Gesellschaft und die strukturelle Reproduktion der Gesellschaft erfolgen in den ersten vier bis fünf Lebensjahren und in der autoritären Familie. Die Kirche setzt diese Funktion später nur fort. So gewinnt der autoritäre Staat sein ungeheures Interesse an der autoritären Familie: Sie ist seine Struktur- und Ideologiefabrik geworden.“ (S.48f.) „Die moralische Hemmung der natürlichen Geschlechtlichkeit des Kindes, deren letzte Etappe die schwere Beeinträchtigung der genitalen Sexualität des Kleinkindes ist, macht

ängstlich, scheu, autoritätsfürchtig, gehorsam, im autoritären Sinne ‚brav‘ und ‚erziehbar‘ [...] kurz ihr Ziel ist die Herstellung des an die autoritäre Ordnung angepaßten, trotz Not und Erniedrigung sie duldenden Untertans. Als Vorstufe dazu durchläuft das Kind den autoritären Miniaturstaat der Familie, an deren Struktur sich das Kind zunächst anpassen muß, um später dem allgemeinen gesellschaftlichen Rahmen einordnungsfähig zu sein. Die autoritäre Strukturierung des Menschen erfolgt [...] zentral durch Verankerung sexueller Hemmung und Angst am lebendigen Material sexueller Antriebe.“ (S.49)

Der Nationalsozialismus nun schaffe „Ersatzbefriedigung“ für diese gehemmten, verdrängten Triebe: „Ist nämlich die Sexualität durch den Prozeß der Sexualverdrängung aus den naturgemäß gegebenen Bahnen der Befriedigung ausgeschlossen, so beschreitet sie Wege der Ersatzbefriedigung verschiedener Art. So zum Beispiel steigert sich die natürliche Aggression zum brutalen Sadismus [...] Die Wirkung des Militarismus beruht massenpsychologisch im wesentlichen auf einem libidinösen Mechanismus: die sexuelle Wirkung der Uniform, die erotisch aufreizende, weil rhythmisch vollendete Wirkung der Parademärsche [...]“ (S.50) Der autoritäre Staat bezieht also seine „Energie aus der verdrängten Sexualität [...] Die Sexualhemmung verändert den wirtschaftlich unterdrückten Menschen strukturell derart, daß er gegen sein materielles Interesse handelt, fühlt und denkt.“ (S.51) Im Sinne dieser psychologischen Faschismustheorie glaubt Reich auch beweisen zu können, „daß der Kern der faschistischen Rassetheorie Todesangst vor der natürlichen Sexualität und ihrer Orgasmusfunktion ist.“ (S.92)

Die Prägung in der Familie bedeutet demnach eine Disposition für „Ersatzbefriedigungen“. Sobald sich Reich etwas konkreter mit dem auseinandersetzt, was er als Hemmung der natürlichen Sexualität versteht, gelingt ihm allerdings eine genauere Ableitung solcher „Ersatzbefriedigungen“. So etwa wenn er die individuelle Fundierung nationalen Bewußtseins mit der Mutterbindung in Zusammenhang bringt. Im Unterschied zu Freud sieht Reich dabei im Ödipuskomplex nicht so sehr Ursache als vielmehr Folge der gesellschaftlichen Sexualeinschränkung des Kindes. „Wichtig ist hier, daß die sexuelle Hemmung das Mittel der Bindung an die autoritäre Familie ist, daß die Versperrung des Weges in die sexuelle Wirklichkeit die ursprüngliche biologische Bindung des Kindes an die Mutter und auch der Mutter an die Kinder zur unlösbaren sexuellen Fixierung und zur Unfähigkeit, andere Bindungen einzugehen, gestaltet. Im Kern der Familienbindung wirkt die Mutterbindung. Die Vorstellungen von Heimat und Nation sind in ihrem subjektiv-gefühlsmäßigen Kern Vorstellungen von Mutter und Familie. Die Mutter ist die Heimat des Kindes im Bürgertum, wie die Familie seine ‚Nation im Kleinen‘ ist. [...] Das nationalstische

Empfinden ist demnach die direkte Fortsetzung der familiären Bindung und wurzelt wie diese zuletzt in der fixierten Mutterbindung. Das ist nicht biologisch auszulegen. Denn diese Mutterbindung ist selbst, soweit sie sich zu familiärer und nationalistischer Bindung fortentwickelt, gesellschaftliches Produkt. Sie würde in der Pubertät anderen Bindungen – etwa natürlichen Sexualbeziehungen – Platz machen, wenn nicht die sexuellen Einschränkungen des Liebeslebens sie verewigen würden. Erst in dieser gesellschaftlich begründeten Verewigung wird sie die Grundlage des Nationalgefühls des erwachsenen Menschen [...].“ (S.71)

Bereits Freud hatte in der „Massenseele“, etwa in den Beziehungen der Massen zu einer Führerfigur, „Liebesbeziehungen“ wahrgenommen.¹⁾ Was jedoch weder ihm noch Reich überzeugend gelang, ist, den eigentlichen Vorgang der Verallgemeinerung zu begreifen, der die individuellen Liebes-, Mutter- und Vaterbeziehungen zur Verinnerlichung von Staat und Kapital, zum Nationalgefühl, werden läßt. Und dieses Unvermögen dürfte damit zusammenhängen, daß beide, Freud und Reich, keinen Begriff vom gesellschaftlich Unbewußten hatten, wie Marx es in der Wertformanalyse des *Kapital* zur Darstellung bringen konnte. Das ist nun bei Freud, der sich als bürgerlicher unmarxistischer Wissenschaftler verstand, nicht weiter verwunderlich. Bei Reich wiederum, der das *Kapital* immerhin gelesen hat, entspricht es dem üblichen Arbeiterbewegungsmarxismus, der die Frage von Warenfetisch und Wert links liegen läßt und sich umso mehr auf die Ontologisierung der Arbeit konzentriert.

Bei Wilhelm Reich wird wie vielleicht nirgendwo sonst deutlich, daß Marxismus und Psychoanalyse ein vergleichbares Dilemma besitzen: was für Marx die Ontologisierung der Arbeit ist für Freud die Biologisierung des Sexuellen. Reich folgt beiden, führt beide zusammen: immer wieder spricht er vom „Natürlichen“ als dem Kern der Sexualität und immer wieder von der Arbeit als dem Kern des Gesellschaftlichen; und darum auch ist als Leitvorstellung sexueller wie sozialer Revolution von einer „natürlichen Arbeitsdemokratie“ die Rede (S.276) – einer Art Freiwilligen-Arbeitslager mit Promiskuität.

Das topische Modell von Freud besteht aus Es, Ich und Über-Ich, wobei der Begriff des „Es“, den Freud (über Georg Groddeck) von Nietzsche übernommen hat, für das biologische Substrat des Menschen steht, für die Natur. Es ist nun charakteristisch, daß Freud mit diesem Es auch die biologische Tendenz von Nietzsche übernahm und mitunter jede Kantsche Skepsis gegenüber der Naturerkenntnis fallen ließ. Dabei könnte gerade das Es – durch den Ort, den es im Freudschen System einnimmt – in besonderer Weise als „Ding an sich“ begriffen werden: ein „Ding“, bei dem Natürliches und Gesellschaftliches derart inein-

ander übergehen, daß eine klare Trennung von Natur und Gesellschaft überhaupt nicht möglich ist. Was also am Menschen Natur ist, läßt sich letztendlich nicht isolieren und für sich bestimmen. Freud nähert sich manchmal dieser Selbsterkenntnis der Erkenntnis an²⁾ – doch seine Affinität zu einem naturwissenschaftlich verkürzten Begriff von Erkenntnis verhinderte hier einen konsequent kritischen Standpunkt.

Bei Wilhelm Reich, dem die Philosophie Kants viel ferner ist und die Nietzsches noch viel näher, wird dieser Biologismus nun bedeutend gesteigert. Schon die frühe Fixierung auf den Orgasmus und die genitale Sexualität, deren Störung Reich als die einzigen Ursachen von psychischen Krankheiten und rassistischen Ideologien begreifen möchte, hängt damit zusammen. Reich beginnt, überall nach naturwissenschaftlichen Äquivalenten zu suchen, und möchte alle Vorgänge des Seelenlebens quantifizierbar machen. Er setzt Elektrizität und Libido gleich, und versucht mit solcher Bioelektrizität die Neurosen zu erklären und zu heilen. Als er sich schließlich vom Marxismus verabschiedet, kennen auch seine naturwissenschaftliche Gläubigkeit und sein technizistischer Eifer keine Grenzen mehr,³⁾ und konsequent, freilich auch angetrieben von paranoiden Vorstellungen, treibt er den Wahn der Meßbarkeit bis zum Wahnsinn des Orgon-Akkumulators und ähnlicher Abstrusitäten (die ihm sogar im Land der unbegrenzten Möglichkeiten eine Gefängnisstrafe einbringen, bei deren Verbüßung er schließlich stirbt).

Wie im Zeitraffer hat Reich in wenigen Jahren die Ideologien durchlaufen: von Psychoanalyse und Marxismus bis zu einer als Religion betriebenen Naturwissenschaft und Frühformen heutiger Esoterik. Der Punkt aber, an dem sich einst bei Reich Marxismus und Psychoanalyse begegneten, ist noch immer eine Leerstelle. Und gerade weil seine Schriften an diesem Punkt besonders deutlich das Dilemma und die Problematik von Psychoanalyse und Marxismus zum Ausdruck bringen, kann es heute noch sinnvoll sein, sich mit ihnen zu beschäftigen. Sinnvoller jedenfalls als Theweleit oder Deleuze/Guattari zu lesen, wo solche Problematik grundsätzlich verwischt wird. Die Autoren der siebziger Jahre ersetzen das Problem von Arbeit und Trieb einfach durch den Begriff der „Wunschproduktion“ und ersparen sich auf diese Weise jede weitere Beschäftigung mit der Wertkritik und der Biologismuskritik – und das Publikum in Deutschland, das davon ohnehin nichts wissen wollte, dankte es ihnen mit hohen Auflagen.

Veraltet erscheint Reich insbesondere nach der Lektüre von Michel Foucaults *Sexualität und Wahrheit* aus den achtziger Jahren. Foucault geht von einer prinzipiellen Kritik der „Repressionshypothese“ aus und scheint nahezu alles in Frage zu stellen, was Wilhelm Reich je gedacht hat. Was er in einer verquast akademischen Manier mehr

angedeutet als bewußt gemacht hat, relativiert tatsächlich die Grundlagen der Reichschen Libidobefreiungstheorie. Foucault schrieb diese Bücher, als die sexuelle Revolution bereits in permanentem Gang war – aber in einer anderen Form, als Reich sie erhofft hatte: in der Warenform. (Da Foucault keinerlei Begriff dieser Form besaß, mußte er der Repressionshypothese eine andere Art von Ontologisierung entgegenhalten, ebenfalls unter Rückgriff auf Nietzsche: eine Ontologie der Macht.)

Differenzierter hatte bereits Herbert Marcuse in den fünfziger Jahren die Repressionshypothese kritisiert: er sprach von Reichs Unfähigkeit, zwischen verschiedenen Arten von Unterdrückung zu unterscheiden, die ihn daran hindere, „die historische Dynamik der Sexualtriebe und ihrer Verschmelzung mit den Destruktionsimpulsen“ zu sehen und formulierte den Begriff der „repressiven Entsublimierung“.⁴⁾ Hier läßt sich anschließen. Wenn das „Es“ selbst auf die Warenform anspricht, freilich nur in einer bestimmten quantifizierbaren verwertbaren Richtung, wenn Sexualität also nicht – oder nicht nur – repressiv unterdrückt wird, sondern – zugleich – wertförmig gereizt und gefördert, so ist es für die Kritik leichter als jemals, den Biologismus der Psychoanalyse zurückzuweisen. (Meist jedoch wird das Es dabei im Sinne Lacans einfach in eine ontologisch abgestützte Zeichentheorie überführt – und mit dem Gerede von „Codes“ abermals die Warenform verfehlt.) Von der Sexualität kann unter solchen Bedingungen wohl kaum noch gesprochen werden, vielmehr wäre grundsätzlich unter dem Aspekt der Verwertung von verschiedenen Formen des Sexuellen auszugehen. (Begriffe wie genitale und prägenitale Sexualität reichen hier sowenig mehr aus, wie der Begriff der Regression.)

Die Durchsetzung der Warenform in allen gesellschaftlichen Bereichen, insbesondere in der individuellen Reproduktion der Arbeitskraft, kann auch die Konstellation von Ich und Über-Ich nicht unberührt lassen. Stefan Breuer z.B. spricht darum im Anschluß an Marcuse und Adorno überhaupt von einem Veralten der Psychoanalyse als kritischer Theorie – „im gleichen Maß, in dem die ‚organische Zusammensetzung‘ des Menschen wächst“;⁵⁾ Jessica Benjamin geht davon aus, daß die „historischen Bedingungen des Familienlebens verschwunden [sind], die nach Freud den Internalisierungs- und Individuierungsprozeß förderten. [...] Die Internalisierung wird durch direkte Anpassung mittels äußerem Druck ersetzt.“⁶⁾ Auch der „Miniaturstaat“, wie Wilhelm Reich die Familie nannte, ist jedenfalls aufgefordert, ein schlanker Staat zu werden: bei der alleinerziehenden Mutter mit Teilzeitbeschäftigung aber auch überall sonst wird ein gewisser Teil der Erziehung ausgelagert (Fernsehen, Computerspiel etc.). Die Individuen sind sozusagen weniger als früher durch die Familie hindurch mit der

Verwertung vermittelt, sie sind mehr denn je ‚verwertungsunmittelbar‘. An die Stelle der klassischen Neurose treten etwa Phänomene wie die Magersucht, die vermutlich eher aus dem unmittelbar wirksamen Druck von „außen“ als aus der Internalisierung der „inneren“ Familienautorität resultieren. Das Über-Ich ist nicht mehr nur an Vater- und Staatsautorität gebunden und in diesem Sinn repressiv gegenüber den „Trieben“, es hat vielmehr die Norm der Produktivität und des Massenkonsums in sein Programm übernommen – und verlangt somit zugleich immer auch das Gegenteil von Askese und Sexualunterdrückung. Eine neue Angst ergänzt die alte autoritätshörige: es ist die Angst, dem Über-Ich der Produktivität und des Konsums nicht mehr entsprechen zu können. Da die Gesundheit als Grundlage der Produktivität und damit auch des Konsumvermögens neue Bedeutung gewinnt – und zur Fitness der als Arbeitskraft-Behälter, Konsum-Container und Staatsbürger-Brutkästen funktionierenden Subjekte zählt eben auch die quantifizierbare sexuelle Leistungsfähigkeit –, verkehren sich Wilhelm Reichs Schriften in dieser Hinsicht zum Organon der „repressiven Entsublimierung“, das gerade jenes neugewänzte Über-Ich des Kapitals affirmiert. All dies – und hier konnten nur einige Andeutungen gemacht werden – verändert notwendig auch jene Zusammenhänge, die Wilhelm Reich die Massenpsychologie des Faschismus genannt hat. Und es wäre wohl dringend nötig, diese neuen Bedingungen sexistischer, rassistischer und antisemitischer Ideologie sich bewußt zu machen.

Wilhelm Reich: *Die Massenpsychologie des Faschismus*. [1933] Frankfurt am Main 1981

Anmerkungen

- 1 Sigmund Freud: *Massenpsychologie und Ich-Analyse*. Studienausgabe. Frankfurt am Main 1982. Bd. IX. S. 86
- 2 So insbesondere in der späten Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, wenn er sagt: „Es gibt im Es nichts, was man der Negation gleichstellen könnte, auch nimmt man mit Überraschung die Ausnahme von dem Satz der Philosophen wahr, daß Raum und Zeit notwendige Formen unserer seelischen Akte seien. Im Es findet sich nichts, was der Zeitvorstellung entspricht [...]“. Studienausgabe Bd. I, S. 511
- 3 Wilhelm Burian schreibt darüber in seiner kritischen Auseinandersetzung mit Reich aus dem Jahre 1972, die noch immer zum Besten gehört, was es über die Psychoanalyse zu lesen gibt: „Die ‚Korrekturfunktion‘ der materialistischen Geschichtsauffassung geht nun endgültig verloren. Reich wendet sich der Biologie zu. [...] Er tauscht die Biologie für den Marxismus, der für ihn ohnedies bloß ‚naturwissenschaftliche Anschauung der Natur und Gesellschaft‘ beinhaltet. Dieser Wandel findet Aus-

druck in Therapie und Forschung. Reich wechselt von der Widerstandsanalyse, der Aufdeckung der charakterlichen Abwehrhaltung, zur Vegotherapie über. [...] ‚Die Vegotherapie könnte mit gutem Recht Charakteranalyse im Bereich des biophysischen Funktionierens genannt werden.‘ [...] Später verläßt Reich auch den Terminus Vegotherapie und ersetzt ihn durch den Ausdruck ‚Orgontherapie‘. Dieser meint, obwohl er sich im Technischen kaum unterscheidet, die ‚Mobilisierung der plasmatischen Strömungen‘.“ (Wilhelm Burian: *Sexualität, Natur, Gesellschaft. Eine psycho-politische Biogra-*

phie Wilhelm Reichs. Freiburg: Ça ira 1985. S. 126f.)

- 4 Herbert Marcuse: *Triebstruktur und Gesellschaft*. [1955] Frankfurt am Main 1967. S. 235
- 5 Stefan Breuer: *Aspekte totaler Vergesellschaftung*. Freiburg: Ça ira 1985. S. 104
- 6 Jessica Benjamin: *Die Antinomien des patriarchalischen Denkens*. In: *Kritische Theorie und Psychoanalyse*. In: Wolfgang Bonß, Axel Honneth (Hg.): *Sozialforschung als Kritik. Zum sozialwissenschaftlichen Potential der kritischen Theorie*. Frankfurt am Main 1994. S. 427

Fetischistischer Antikapitalismus

ÜBER DEN STRUKTURELLEN ZUSAMMENHANG VON VERKÜRZTER KAPITALISMUSKRITIK UND ANTISEMITISMUS

Referat, gehalten am Seminar „Zur Kritik des modernen Antisemitismus. Elemente einer kritischen Gesellschaftstheorie“ der Basisgruppe Politikwissenschaft.

von Alex Gruber und Tobias Ofenbauer

„So wahr es ist, daß man den Antisemitismus nur aus unserer Gesellschaft heraus erklären kann, so wahr scheint mir zu werden, daß heute die Gesellschaft selbst nur durch den Antisemitismus richtig verstanden werden kann.“ Max Horkheimer

Traditioneller und moderner Antisemitismus

Im Transformationsprozeß der feudal-absolutistischen hin zur modernen warenproduzierenden Gesellschaft unterlag auch der traditionelle, religiöse Antijudaismus fundamentalen Veränderungen. Der moderne Antisemitismus ist nicht mehr vom Verhältnis der betreffenden Gesellschaft zu den Jüdinnen und Juden unmittelbar bestimmt, wie es noch im christlichen Mittelalter der Fall war, wo die Jüdinnen und Juden aufgrund der Nichtzugehörigkeit zu der die Gesellschaft bestimmenden Religion als Randgruppe ausgemacht wurden. Er hat vielmehr politisch-ökonomische Gründe und ist „als objektive Ideologie nichts, ohne die Gesellschaft, die sich in ihm reflektiert.“¹⁾

Der Transformationsprozeß war begleitet vom Übergang konkreter, persönlicher Abhängigkeitsverhältnisse in die abstrakte, warenförmige Herrschaft des Kapitals und schaffte damit Konflikte, die in der spezifischen Entwicklung neuer ökonomischer Machtverhältnisse gründeten. Begleitet wurde dieser Prozeß von der Herausbildung des bürgerlichen Staates, mit sei-

ner Garantie der de iure freien und gleichen Staatsbürger, die die notwendige Grundlage für die freie Konkurrenz der Warenbesitzer (auch jener der Ware Arbeitskraft) auf dem Markt darstellt. Der freie und gleiche Tausch hat aber ungleiche Voraussetzungen und Folgen. Dem einzelnen Individuum steht somit permanent die Drohung vor Augen, zum Kreislauf des Warenverkehrs nicht mehr dazuzugehören, weswegen es sich in quasi-natürliche, überindividuelle Zugehörigkeit zum Kollektiv flüchtet, um der ständig drohenden Vernichtung seiner Existenz im Falle der Nichtverwertbarkeit zu entgehen. Aufgrund des Doppelcharakters der Arbeit, die einerseits als unmittelbar private Arbeit, andererseits als gesellschaftliche Arbeit existiert, die ihren Nutzen auf dem Markt beweisen muß und erst über diesen erfährt, stellt sich die Verwertung, die jede stoffliche Arbeitsanstrengung zur Nichtigkeit verurteilen kann, als Entwertung „ehrlicher Arbeit“ dar. Aus diesem Grund identifiziert sich das Subjekt mit dem Staat: „Er ist es an den im Namen des Konkreten – der tatsächlich geleisteten Arbeit – appelliert wird, um das Abstrakte – die Gefahr der Offenbarwerdung der Wertlosigkeit des Arbeitsproduktes im Tausch – zu eskamotieren. Er ist es, vor dem die unschuldig sich wahnende Kultur der Produktion die verderbte Zivilisation der Zirkulation anklagt.“²⁾ Alles was dem bürgerlichen Subjekt bedrohlich erscheint und es in die Existenzkrise stürzen könnte, wird aus dem Subjekt ausgeschlossen und zum abso-

luten Feind fingiert, der bekämpft wird, um Identität zu gewinnen. Durch die solcherart verfolgte abstrakte Seite der warenproduzierenden Gesellschaft, auf die der Kapitalismus reduziert wird, spaltet das Individuum seine Teilhabe an den destruktiven Tendenzen der irrationalen Vergesellschaftung ab, die auf das „Anti-Subjekt“ projiziert und in ihm geächtet werden. Also müssen die Stigmatisierten zur Rationalisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse herhalten. In dieser manichäischen Wahrnehmung werden die Juden, die fast nie vorbehaltlos akzeptierter Teil der Gesellschaften waren, in denen sie lebten, mit allen konkreten Erscheinungsformen der abstrakten Herrschaftsformen des Kapitals identifiziert.

Die traditionelle Linke, die nie eine radikale Kritik der bürgerlichen Subjektivität, der Arbeit, des Staates, der Nation, usw. und somit der kapitalistischen Totalität formulierte und zumeist in oberflächlichen, soziologischen Kategorien (z.B.: Klassen, tripple oppression) verblieb, konnte sich so aus der politischen Ökonomie des Antisemitismus nicht befreien. Auch sie versuchte, die Produktion gegen die Zirkulation auszuspielen. Dagegen ist auf die Totalität der warenproduzierenden Gesellschaft zu verweisen: „Kapital ist die unmittelbare Einheit von Produkt und Geld oder besser von Produktion und Zirkulation.“³⁾

Der Unmittelbarkeitskult der traditionellen Linken

Die traditionelle Linke ist nie über eine dichotome Betrachtungsweise der kapitalistischen Realität hinausgekommen. Sie ist auf die Erscheinungsebene des Kapitalismus fixiert und hat die erkenntniskritische Unterscheidung von Wesen und Erscheinung niemals nachvollzogen. Ihr Bedürfnis nach Unmittelbarkeit äußert sich in der Reduzierung des Kapitalismus auf oberflächliche Erscheinungen. Es wird nicht versucht, die kapitalistische Gesellschaft in ihrer Totalität zu bestimmen und aufzuheben, sondern lediglich ein Moment innerhalb dieser Konstellation vertreten, das in antagonistischem Widerspruch zur Gesellschaft stehen und dem zu „seinem Recht“ verholten werden soll. Die Kategorie Wert, die das Kapitalverhältnis konstituiert, bleibt außerhalb jeder kritischen Betrachtung und erscheint lediglich in der Figur des Mehrwerts, der vom Kapitalisten bzw. der Kapitalistin einbehalten wird, also als grundsätzlich positive Kategorie, deren konkrete Erscheinung – die Geldform des Mehrprodukts – es zugunsten der Arbeiterinnen und Arbeiter umzuverteilen gilt.

Der Wert, und damit auch die wertschaffende Arbeit, wird als etwas ontologisches, überhistorisches gefaßt, das durch die Kapitalisten und Kapitalistinnen nur mißbraucht werde. Indem der Mehrwert lediglich als „unbezahlte Arbeit“

begriffen wird, die vergütet werden müßte, bleibt diese Form der Kritik in der Vorstellung von Verteilungsgerechtigkeit befangen und „läßt die basalen Fetischformen des modernen warenproduzierenden Systems ganz unangetastet, die eigentlich die Bedingung der Möglichkeit sind, daß die Reproduktion überhaupt die Form von Geldeinkommen annimmt.“⁴⁾ Statt dessen wird verlangt, die gesellschaftliche Produktion von der kapitalistischen Aneignung zu befreien, womit die Ebene der Zirkulation – entgegen aller Beteuerung eine Theorie der kapitalistischen Produktionsweise formulieren zu wollen – nicht verlassen wird. „Die Besonderheit der von Marx analysierten historisch bestimmten Form der Arbeit, die als Medium gesellschaftlicher Beziehungen dient, wird zugunsten eines überhistorischen Begriffs von ‚Arbeit‘ verwischt, welcher zur Basis der Kritik an der Distributionsweise wird.“⁵⁾ Marx hingegen formuliert in seinen ökonomiekritischen Schriften eine Kritik an Arbeit und Produktion im Kapitalismus. Er begreift Arbeit nicht als überhistorisch, sondern untersucht die historische Bestimmtheit der warenproduzierenden Arbeit: nämlich Medium gesellschaftlicher Beziehungen zu sein, die in anderen Gesellschaftsformationen offen als solche existieren. Arbeit tritt im Kapitalismus an die Stelle traditioneller, vormoderner Normen und Bindungen bzw. offener Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse und wird zum quasiobjektiven Mittel, durch das die Produkte gesellschaftlich vermittelt werden, d.h. die Verhältnisse, die die Gesellschaft in ihrem Wesen charakterisieren existieren nur im Medium der Arbeit, die dadurch einen einzigartigen Charakter erhält. Um den Kapitalismus zu überwinden, muß also die warenproduzierende Arbeit und „ihr eigener gesellschaftlich-synthetischer Charakter“ aufgehoben werden und nicht diese durch die Befreiung von der privaten Aneignung zu sich selbst kommen.⁶⁾

Wertschaffende Arbeit, die realiter der letzte Grund für die Geldform und alle ihre Erscheinungen bis hin zum Aktienkapital ist, wird im traditionellen Marxismus als Prinzip interpretiert, auf dem Gesellschaftlichkeit fußt, und das vom Imperialismus der Ausbeutung zu befreien wäre. Diese Wertschätzung der konkreten Arbeit teilt er mit dem Antisemitismus, mit dem Unterschied, daß dieser das „schaffende“ (industrielle) Kapital zu einer Unterabteilung der Arbeit macht und zur Jagd auf das „raffende“ Kapital des Finanzüberbaus bläst, während jener das Argument des „raffenden Zinsnehmers“ lediglich um die Stufe des industriellen Unternehmers erweitert und damit in der politischen Ökonomie des Antisemitismus verhaftet bleibt. Damit ist nicht gemeint, daß alle traditionellen Marxisten und Marxistinnen antisemitisch wären, sondern, daß es einen strukturellen Zusammenhang zwischen der verkürzten Kri-

tik des Kapitals und dem Antisemitismus gibt. Der Arbeiterbewegungsmarxismus war durch diese Verkürzung immer anfällig für antisemitische Motive.

Statt den Kapitalismus als komplexes gesellschaftliches Verhältnis zu kritisieren, werden also „die Herrschenden“ persönlich für die Friktionen verantwortlich gemacht, und als die schuldigen Akteure dämonisiert. Eng damit zusammenhängend sind Verschwörungstheorien, die suggerieren, jene „Herrschenden“ seien eine homogene Interessensgruppe, die zielgerichtet und klandestin die Unterdrückung der restlichen Menschheit plant. Diese Thesen, die in letzter Zeit häufig in Zusammenhang mit Diskussionen über Globalisierung und Neoliberalismus auftauchen, hängen eng mit Lenins theoretischer Schrift „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“⁷⁾ zusammen und werden auch von Linken vorgebracht, die sich nicht explizit auf Lenin berufen bzw. ihn sogar ablehnen.

Die Imperialismustheorie als höchstes Stadium der Kapitulation vor dem Kapitalverhältnis

Lenin interpretiert den historischen Übergang zum Aktienkapital als eine qualitative Veränderung des Kapitalismus: als Ablösung des freien Konkurrenz- durch den Monopolkapitalismus, der durch einige wenige „Finanzoligarchen“ kontrolliert werde und in dem das „blinde Wüten des Wertgesetzes“ partiell aufgehoben sei.⁸⁾ Dies sei durch das bürgerliche Kreditwesen verursacht, welches sich die ganze Produktion unterwerfe und seinen verwerflichen Zielen zunutze mache. Lenins Analyse beruht auf einer Fehleinschätzung der Rolle des Zinses in der kapitalistischen Gesellschaft. Dieser ist nichts anderes als die in der bürgerlichen Gesellschaft alltäglich vorzufindende Spekulation auf zukünftigen Gewinn. Der Kreditgeber bzw. die Kreditgeberin erhält für das vorgeschossene Kapital einen Teil des produzierten Mehrwerts als Vergütung, unterscheidet sich also darin in nichts von seiner industriellen Kollegin oder ihrem industriellen Kollegen. Dem fetischistischen Bewußtsein wird das Kapital jedoch immer suspekter, je weiter es sich von der Produktion wegbewegt. Dem sogenannten gesunden Menschenverstand bleiben die Verhältnisse unbegriffen: er will Untrennbares gegeneinander ausspielen, weil er nicht erkennt, daß das fiktive Kapital lediglich die fetischisierteste Form des Kapitals ist, in der die Verwertung in ihrer abstraktesten Form auftritt. Im Zinsertrag, also in der Bewegung Geld zu mehr Geld (G-G') erscheint das produktive Kapital nicht mehr, Geld scheint sich selbst zu vermehren. Diese verdinglichte Wahrnehmung sozialer Verhältnisse ist allerdings nicht auf den Kapitalismus beschränkt: die Geschichte der Bedrohlichkeit und „Natur-

widrigkeit" des Zinses, ist so alt wie die Geschichte des Geldes selbst. Allerdings nimmt der Kredit erst in der Moderne eine derart zentrale Rolle ein, daß der den Zins fetischisierende Wahn allgemein gesellschaftlichen Charakter erhält.

Die moralische Unterscheidung in „gute“, die Produktion besorgende („schaffende“) und „schlechte“, die Spekulation besorgende („raf-fende“) Kapitalistinnen und Kapitalisten darf kritische Theorie also nicht nachmachen. Zins-tragendes Kapital ist nicht isoliert zu betrachten und aus dem gesamtgesellschaftlichen Kontext zu entlassen, sondern es ist immer die Rückbe-züglichkeit zur kapitalistischen Totalität herzu-stellen. Antikapitalismus, der sich an bloßen Aspekten abarbeitet wird dadurch unrichtig. Dennoch erscheinen solche strukturell antise-mitischen Vorwürfe in der Linken immer wie-der, etwa in Überlegungen zur Asienkrise. Die Krisenerscheinungen der Finanzmärkte und Nationalökonomien werden auf Finanzspeku-lationen und den „Casino-Kapitalismus“ zurückgeführt. „Die besonders verabscheu-ungswürdigen spekulativen Finanztransfers werden von ihr (der Soli-Bewegung; d.V.) argu-mentativ konterkariert mit den Direktinvesti-tionen in sogenannte produktive Sektoren, die Arbeitsplätze schaffen und positive Entwick-lungen hervorbrächten (...)“⁹ Es geht dieser Form von Kritik nicht um die Analyse der öko-nomischen Rolle des Kredits für die kapitalisti-sche Produktionsweise, sondern um die Über-führung der moralischen Niedertracht der „Finanzkapitalisten und -kapitalistinnen“. Damit kommt die „linke“ Suche nach dem Sub-jekt, das alles beherrscht, an ihr Ende.

Diese Interpretation folgt nicht aus einer immanenten Kritik der Gesellschaft, sondern einer von außen herangetragenen Moral: Will-kür und Allmacht sind schließlich die recht un-ökonomischen Charakteristika, die den multi-nationalen Konzernen nachgesagt werden.¹⁰ Die „Finanzoligarchen“ seien unproduktive Kapitalisten, die jene Allmacht und Willkür ein-setzen und so der ganzen Gesellschaft schaden und die mögliche Emanzipation hintertreiben würden. Dabei würden sie von der bürgerlichen Regierung unterstützt, die der „verlängerte Arm der Kapitalistenklasse“ sei, und deswegen durch eine zu ersetzen wäre, die auf Seiten der „Unter-drückten“ steht. Solch theoretische Verirrungen findet man heute vor allem in linken Diskussionen über Neoliberalismus, Weltwirtschaftsgipfel oder MAI, wo behauptet wird, den „Staat vor seiner ReGIERung (sic!) schützen“,¹¹ also den (Wohlfahrts-)Staat gegen den Markt und seine (politischen) Agenten mobilisieren zu müssen. „Da wird nicht gegen den Staat als Garanten einer unmenschlichen Ordnung gekämpft, weil die unmenschliche Ordnung (...) als ‚das zyni-sche Großkapital‘ vorgestellt wird. Kapitalismus

erscheint so als sozial zu kontrollierende und in nützlichen und überschaubaren Einheiten pro-duktiv am Gemeinwohl sich beteiligende Form des nationalen Wirtschaftens.“¹² Die verkürzte Kritik der politischen Ökonomie, die Identifi-zierung der Erscheinungsformen des Kapital-verhältnisses mit seinem Wesen, geht meist ein-her mit einer mangelhaften Theorie des Staates. Der moderne Staat wird weder in seiner Genese noch in seiner Funktion als Organisator der Reproduktion des Kapitalverhältnisses erkannt. Durch eine Überstrapazierung der Autonomie des Politischen verschwindet jeder strukturelle Zusammenhang zwischen Warenproduktion und staatlicher Ordnung. Der Staat wird nur als inhaltslose Form begriffen, die im Moment von den Interessen der herrschenden Klasse domi-niert wird. Ergo: Eroberung des Staatsapparates und Transformation dessen in den proletarischen Staat, statt Kritik moderner Staatlichkeit. „Die Sozialisten vertraten gegen das Bürgertum des-sen eigene fortgeschrittene Phase und strebten schließlich eine bessere Regierung an.“¹³ In den Phantasien vom Sozialstaat oder den Vor-stellungen der antimonopolistischen Demokra-tie leben diese etatistischen Illusionen in den aktuellen Debatten weiter. Es ist kein Wunder, daß der Großteil der linken „Kritik“ als empör-ter Gesus über den „Sozialabbau“ daherkommt. Die traditionelle Linke denunziert bürgerlich-liberale Politik als gegen das Allgemeinwohl gerichtete und damit ihren eigenen, idealisti-schen Ansprüchen zuwiderhandelnde. Die For-derungen, diesen angeblich nicht realisierten Maßstäben doch endlich gerecht zu werden, las-sen sich also auf die etwas widersprüchliche For-mel zusammenfassen: Emanzipation durch „bes-sere“ Herrschaft, also „Befreiung“ durch den Zwangscharakter des Politischen.

Ähnlich stellen sich auch Antisemiten und Antisemitinnen die herrschende Politik vor: überall sehen sie „Bonzen“ und „Parasiten“ am Werk, die das Volk ausbeuten und der Interna-tionalisierung preisgeben, weil sie nur den kurz-fristigen Profit der Finanzkapitalisten und nicht das Allgemeinwohl im Auge hätten, daß also „das internationale Finanzkapital über die regieren-den Systemparteien an der Zerstörung von Sozialstaat und Kultur (...) arbeitet.“¹⁴ Es ist also kein Zufall, daß rechte Zeitungen in Deutsch-land ihre LeserInnenschaft auffordern, die PDS zu wählen, weil diese „derzeit der Pfahl im par-lamentarischen Fleisch der Bundesrepublik Deutschland (ist) und (...) gegenwärtig die ein-zige Partei, die sich gegen die neoliberalistische Globalstrategie wendet.“¹⁵

Das Kapital verwandelt sich für Lenin, der das Zinskapital nicht als „fetischartigste Form“ (Marx) erkennt, in ein unmittelbar personali-stisch verstandenes Herrschaftsverhältnis, also in „bewußte Verfügung über die Zusammenhänge der kapitalistischen Reproduktion.“¹⁶ Demge-

genüber wäre Herrschaft unter den Bedingun-gen warenförmiger Vergesellschaftung als Verfü-gungsgewalt über den wertförmigen Reichtum zu fassen, dessen Form den bürgerlichen Sub-jekten allerdings selbst bereits bewußtlos vor-ausgesetzt ist. Das bedeutet, daß das Kapital das „automatische Subjekt“¹⁷ der bürgerlichen Gesellschaft ist und nicht die von personalisie-render Theorie ausgemachten „Herrschenden“. In der traditionellen Linken wird Herrschaft zu einer bloßen Willenskategorie, und alle gesell-schaftlichen Friktionen werden als Folge dieses (bösen) Willens der Kapitalisten und Kapitali-stinnen begriffen. „So entsteht zwangsläufig ein binäres und verdinglichendes, ein personalisie-rendes und moralisierendes Denken, das eine Clique von bösen Herrschenden annehmen muß, die mittels direkter Repression, Korrup-tion durch Sozialpolitik und gemeiner Propa-ganda in den Medien die Guten, die Beherrsch-ten niederhalten.“¹⁸ Ein Teil dieser Propaganda zur „Niederhaltung und Spaltung der Unter-drückten“ soll der Antisemitismus sein. Er wird als Mittel zur Durchsetzung außerhalb seiner selbst liegender Ziele interpretiert, das beliebig einsetzbar wäre und von den wahren Herr-schaftsverhältnissen ablenke. Im Anschluß daran wird der Nationalsozialismus als eine besonders abscheuliche Form der Klassenherrschaft gese-hen, die den Antisemitismus zur Ablenkung von inneren Widersprüchen und zur Spaltung der Arbeiterklasse benutzte. „Der Faschismus an der Macht ist die offene terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanz-kapitals“¹⁹ oder kurz: „Hinter dem Faschismus steht das Kapital!“ ist die gebetsmühlenartig vor-gebrachte Definition, die der traditionellen Lin-ken zum Faschismus einfällt. Diese Theorie ist nicht zu Unrecht als Definition kritisiert wor-den, „die sich den Faschismus in ihrer Gegen-überstellung von aggressivem, unproduktivem Finanzkapital und dem um die Früchte seiner Arbeit betrogenen Volk nahezu so vorstellt, wie der Faschist sich die jüdische Weltver-schwörung“.²⁰ Vom Nationalsozialismus oder der Vernichtung des europäischen Judentums spricht jene Linke nur, wenn auch noch diese des ökonomischen Nutzens für die „Herrschenden“ überführt werden soll.

Diese Linke interpretiert den Antisemitismus nicht als der kapitalistischen Produktion ent-sprechende Basisideologie, sondern als historisch spezifische Form des Diskurses. Er sei nichts anderes als eine spezifische Weise, über Juden und Jüdinnen zu sprechen. Es gelte also diesem Gespräch entgegenzuarbeiten und es zu unter-brechen, indem der Antisemitismus seiner Funk-tion für „die Herrschenden“ überführt und letztendlich dekonstruiert werde. Dagegen wäre festzuhalten, daß Antisemitismus nicht das gesellschaftliche Gespräch über das Judentum,

sondern eine objektive Ideologie der warenproduzierenden Gesellschaft ist, die ihren Grund in der realen Produktion von Wert, der basalen Vergesellschaftungskategorie, hat. Eine Kritik des Antisemitismus, die sich über den Zusammenhang von Warenform und Denkform keine Gedanken machen will, kann diesen nicht begreifen, weil sie ihn als Irrtum ohne gesellschaftliche Notwendigkeit, als bloßen Zufall behandelt.²⁰ Ideologie ist aber mehr und anderes als diskursiv erzeugte Propaganda, die bewußt eingesetzt wird, und die ebenso bewußt durch Aufklärung aus der Welt zu schaffen sei. Sie ist Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse, Rationalisierung des Irrationalen, und entspringt den basalen Vergesellschaftungsformen und ist deswegen nur gemeinsam mit der sie erzeugenden Gesellschaft abzuschaffen.

Anmerkungen

- 1 Bruhn, Joachim, 1997: Nazismus als Erkenntnisfall. Warum die Geschichtswissenschaft die denkbar ungeeignetste Methode ist, Auschwitz zu verstehen; in: Bahamas, Nr. 22, S. 42
- 2 Krug, Uli 1995: Der Fall Deutschland. Sonderweg oder Exempel; in: Bahamas, Nr. 18, S. 38 (kursiv im Orig.)
- 3 Marx, Karl 1983: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie; in: MEW 42, Berlin S. 251 (kursiv im Orig.)
- 4 Kurz, Robert 1995: Politische Ökonomie des Antisemitismus. Die Verkleinerung der Postmoderne und die Wiederkehr der Geldutopie von Silvio Gesell; in: Krisis. Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft, Nr. 16/17, S. 204
- 5 Brick, Barbara/Postone, Moishe 1982: Kritischer Pessimismus und die Grenzen des traditionellen Marxismus; in: Bonß/Iioneth: Sozialforschung als Kritik, Frankfurt/Main, S. 200
- 6 vgl. ebd., S. 203 ff.
- 7 vgl. Lenin, W. I. 1946: Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus, Wien
- 8 vgl. Bösch, Robert 1995: Unheimliche Verwandtschaft. Anmerkungen zum Verhältnis von Marxismus-Leninismus und Antisemitismus; in: Krisis. Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft, Nr. 16/17, S. 163 f.; Zur Kritik an Lenins Annahmen über die Monopole und das damit verbundene Verschwinden der Konkurrenz vgl. Held, Karl/Ebel, Theo 1983: Krieg und Frieden. Politische Ökonomie des Weltfriedens, Frankfurt/Main, S. 48-65
- 9 Stock, Christian 1998: Furchtbar gut gemeint. 30 Jahre Ideologieproduktion in der Solidaritätsbewegung; in: Jungle World, Nr. 45/1998, S. 16
- 10 vgl. Held, Karl/Ebel, Theo 1983: a. a. O., S. 53
- 11 rapidité, 3/98, S. 2
- 12 Wertmüller, Justus/ Salzborn, Samuel 1998: Volksbefragung zur sozialen Frage. Eine Tatortbesichtigung aus Anlaß des DVU-Erfolges; in: Bahamas, Nr. 26, S. 17

- 13 Horkheimer, Max 1981: Autoritärer Staat; in: Dubiel, Helmut/Söllner, Alfons: Wirtschaft, Recht und Staat im Nationalsozialismus. Analysen des Instituts für Sozialforschung 1939-1942, Frankfurt/Main, S. 60
- 14 Nation & Europa 5/98; zit. in: Wertmüller, Justus/Salzborn, Samuel 1998: a. a. O., S. 15
- 15 zit. in: ebd.
- 16 Bösch, Robert 1995: a. a. O., S. 164
- 17 Marx, Karl 1993: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Der Produktionsprozeß des Kapitals, Berlin; S. 169
- 18 Haurry, Thomas 1992: Zur Logik des bundesdeutschen Antizionismus; in: Poliakov, Leon: Vom

Antizionismus zum Antisemitismus, Freiburg i. Br., S. 139

- 19 Dimitroff am 2.8.1935 auf dem VII Kongreß der Kommunistischen Internationale; zit. in: Hecker, Konrad 1996: Der Faschismus und seine demokratische Bewältigung, München, S. 305 f.
- 20 Krug, Uli 1998: Ewiges Rätsel Auschwitz. Über die Unfähigkeit den säkularen Zivilisationschwund auf den Begriff zu bringen; in: Bahamas, Nr. 25, S. 31
- 21 vgl. ISF 1998: Heideggerisierung der Linken. Die Ideologie vom Diskurs. Über die Nutzlosigkeit Foucaults für die antinationale Linke; in: Jungle World, Nr. 7/1998, S. 18

Wer dankt Martin Walser?

von Gerhard Scheit

„Es war einfach zuviel. Seit so vielen Jahren immer wieder die KZ- und Kristallnachtgreuel und das große ‚Wie-konnte-das-nur-geschehen?‘-Gezeter. Und da muß ich einfach einem Intellektuellen wie Martin Walser, Jahrgang 1927, danken, der ähnliche Empfindungen zu haben scheint wie ich, der ich das für ein Generationenproblem gehalten hatte.“

(Bernhard Redl)¹⁾

Das Spektrum derer, die scheinbar nicht anders können, als Martin Walser für seine Friedenspreis-Rede ihren Dank auszusprechen, reicht von der Rechten bis zur Linken, von großen angesehenen Zeitungen bis zu kleinen Blättern, von der FAZ bis zur taz, von der Jungen Freiheit bis zur akin. Und das ist kein Zufall. Bei den Rechten weiß man immerhin, woran man ist – hier wird offen argumentiert: Walser habe die Nation befreit. Die Linken aber winden sich förmlich um ihre alten Begriffe herum – und manche suggerieren sogar: Walser habe im Gegenteil geholfen, die Nation – d. h. den Mythos der Nation – zu überwinden. Denn die Nachfolgegeneration des Dritten Reichs sei gerade durch das Schuldeingeständnis in ihrem nationalen Selbstverständnis geprägt, ja das Nationale sei hier geradezu identisch geworden mit diesem Eingeständnis. So schreibt etwa Bernhard Redl: „Durch das Schuldeingeständnis der Nation wird diese in ihrer Selbstverständlichkeit gestärkt. [...] Denn die hier postulierte Gemeinsamkeit aller Österreicher oder Deutschen ist tatsächlich eckelhaft. ‚Wir‘ sind verantwortlich für die Naziverbrecher von Österreichern – dieses ‚wir‘ ist eine scharf abgegrenzte In-Group, es ist ‚unsere‘ Angelegenheit: Die nationale Identität wird mit der unheimlich sympathischen Methode des Schuldeingeständnisses betrieben. Was nicht nur die alten Nazis

betrifft [...].“ Wer folglich wie Walser Schluß mit dem Schuldeingeständnis macht, schafft damit auch die Nation ab – oder schwächt zumindest den Nationalismus und fördert den Fortschritt.²⁾

Welcher Radikalismus ist es demnach, der einen Linken zur Danksagung an Walser inspiriert? Es handelt sich um einen, der im Grunde so tut, als gäbe es die Nation überhaupt nicht. Nationales Bewußtsein wäre also nicht notwendig falsches Bewußtsein, sondern eben nur falsches Bewußtsein. Solcher Radikalismus, oder besser: Ratzekahlismus, fühlt sich immer wie das Kind in Andersens Märchen, das sagt „Der König ist nackt“ – es gibt gar keine Nation, der Staat ist unbekleidet – und gleicht in Wahrheit stets dem Kind, das die Augen schließt und nun glaubt, die Welt existiere nicht.

Die Nation zu überwinden, ist für jemanden wie Bernhard Redl offenbar ein Leichtes – und ohnehin nicht wichtig: „Von einem Antifaschisten sollte man annehmen können, daß er den Nationalmythos überwunden hat. Genuin notwendig ist das aber nicht.“ Denn die Nation ist nur eine „bürgerliche Vorstellung“, deren der Faschismus sich bedient, um sie ins „Megalomanische“ zu überhöhen. „Antifaschismus sollte aber nicht an der Kritik an der Nation ansetzen, sondern früher, bei der Konstruktionsmethode von Identitäten und ihrer Funktion zur Herrschaftserlangung bzw. -erhaltung. Es ist daher

nicht nur nicht notwendig, sondern vielleicht sogar wenig dienlich, sich bei antifaschistischer Agitation auf die Nationsfrage zu konzentrieren.“ Wer aber wirklich „früher“ ansetzt, und dabei statt im postmodernen Jargon von „Konstruktionsmethoden von Identitäten“ um den heißen Brei herumredet, der wird sogleich wieder bei der Nation anlangen: sie ist der heiße Brei.

Zur Nation als Grille und Vorstellung paßt dann auch der volkserzieherische Eifer, den Redl entwickelt („eine heuchlerische Gesellschaft, die sich einen Scheißdreck um so etwas wie Volksbildung schert“; auch der „kleine Mann von der Straße“ fehlt nicht), der ihn darüber klagen läßt, daß der „mahnende Zeigefinger“, oder wie Walser sagt: „Auschwitz als Moralkeule“, die „jungen Menschen“, wenn sie „nicht mit diesem politischen System zufrieden“ sind, auf die rechtsextrem-nationalistischen Organisationen geradezu verweise – statt sie offenkundig zu instruieren, daß die Nation nur eine „bürgerliche Vorstellung“ sei.

Bernhard Redl erinnert sich an ein „unsäglich dummes Transparent mit der Aufschrift: ‚Wir schämen uns für Sie, Herr Haider!‘. Ich nehme nicht an, daß die Produzenten dieses Transparentes Haider gewählt haben. Also warum schämen sie sich? Statt seiner, weil er sich nicht schämt? Oder weil sie sich ‚als Österreicher‘ schämen, daß jemand ‚bei uns‘ so ist, wie Haider nunmal ist. Oder weil es ‚bei uns‘ Leute gibt, die so jemanden wählen? Diese Antinationisten sind gute Patrioten, ohne daß sie es merken.“ Natürlich ist es unsäglich, mit einem solchen Transparent gegen Haider zu demonstrieren, aber dabei handelt es sich keineswegs um Antinationisten, sondern um Anhänger der ‚besseren Nation‘, über die Gerold Wallner in seiner Replik bereits das Notwendige gesagt hat. Das Problem aber, das Redl einfach ironisch ausblenden möchte, indem er es unter Anführungszeichen setzt, lautet: Worin besteht dieses ‚Bei uns‘, dieses ‚Wir als Österreicher‘?

„Denk' einmal an Dein Verhältnis zu Papa und Mama?“ möchte man etwas vorschnell raten. Die Nation ist allerdings die Verallgemeinerung des Familienzusammenhangs unter den Bedingungen jenes real Abstrakten, das uns zu Staatsbürgern und Warenvehikel macht – also entlang der Koordinaten von Staat und Kapital. Die Vaterbeziehung, die sich als Über-Ich im Bewußtsein festsetzt, wird – von Schule, Medien und anderen Zurichtungsapparaten für Arbeit und Freizeit – aufgegriffen, bearbeitet und zum nationalen Bewußtsein entfaltet. Denn mit diesem Bewußtsein wird das gesellschaftliche Unbewußte der fetischisierten Tauschbeziehungen reguliert; in ihm vereinen sich Familie, Staat und Kapital zur Dreifaltigkeit der Identität – grenzt sich das Subjekt rassistisch nach unten, gegenüber den weniger ‚Produktiven‘, und antisemi-

tisch nach ‚oben‘, gegenüber den, aus dem Unbewußten geschöpften Personifikationen des Tauscherts, ab. Der ideologische Kern der Familie – die ‚Blutsverwandtschaft‘ – ist darum auch der Kern der Nation (nur am Rande und in geringer Zahl gibt es bekanntlich die Adoption bzw. Einbürgerung). Die Nation ist sozusagen das Territorium des Staats, das zwischen den Generationen liegt: es verbindet sie.

Dieses Territorium, das hierzulande die Generationen mit dem Nationalsozialismus verbindet, ist keine „Konstruktion“, die sich spielerisch ‚dekonstruieren‘ ließe, sondern ein von Staat und Kapital hergestellter Zwangszusammenhang, dem jedes Individuum unterworfen ist („Subjekt“). Als kategorischer Imperativ kann dennoch gelten, daß jedes die Freiheit hat, dagegen Widerstand zu leisten. Doch ‚überwinden‘ läßt sich der Mythos der Nation nicht, solange Staat und Kapital existieren. Er ist eben notwendig falsches Bewußtsein – wenngleich seine Notwendigkeit anderer Art ist als die des Warenfetisches, der weniger ein notwendig falsches Bewußtsein als ein notwendig Unbewußtes der Gesellschaft darstellt. Als eine auf den Staat (und zwar immer auf einen bestimmten!) bezogene Ideologie setzt der Mythos der Nation eine Bewußtheit voraus, die dem Fetisch von Ware, Geld und Kapital wesentlich abgeht. „Sie wissen das nicht, aber sie tun es“, sagt Marx von den Waren-Subjekten, die sich am Markt betätigen;³⁾ von den Subjekten, soweit sie politisch handeln, gilt hingegen, daß sie jenes Nicht-Gewußte und dennoch Vollzogene nicht nur rationalisieren, d. h. mit Motiven ausstatten, die der Form des Staats gemäß sind, z. B. Menschenrechte, Rassenkunde etc., sondern sich eben darum auch in dem, was sie tun, unterscheiden. Und hier liegt tatsächlich soetwas wie ein ethisches Moment, kommt es doch im einzelnen immer wieder darauf an, welche Beweggründe bevorzugt werden – ob es etwa die Gleichheit aller Menschen ist oder die Ungleichheit der ‚Rassen‘. Darüber nun mit dem Begriff des ‚Gutmenschen‘ hinwegzuwitzeln, entspricht durchaus einer üblen Sorte von Vulgärmaterialismus. Kaum minder übel ist andererseits die hochtönend idealistische Moral, die Gesellschaft und Politik in diesem ethischen Moment aufgehen läßt, um von Staat und Kapital demokratisch und antifaschistisch zu schweigen, wofür die Bezeichnung ‚Gutmensch‘ wiederum nicht unpassend erscheint.⁴⁾

Wer also für sich privat oder als Partei, Zeitschrift oder was immer in Anspruch nimmt, die Nation überwunden zu haben, hat stets mehr als sein Verhältnis zu Papa und Mama verdrängt. Der Umfang dieser Verdrängung reicht vom Vater oder Großvater, der bei Wehrmacht oder SS gewesen ist, bis zum Reichtum des Wirtschaftswunders in Deutschland und Österreich, der auf dem Vernichtungskrieg des Dritten Reichs

gegründet ist. Und in diesem ganzen Umfang Verdrängung als Fortschritt (und damit durchaus im Sinne des Staates) zu rationalisieren, dafür bedankt sich artig der linksratzekahle Nachwuchs bei Martin Walser.

Anmerkungen

- 1 Im folgenden wird aus zwei Artikel von Bernhard Redl zitiert: „Dank an Martin Walser“, akin 28/1998 und „Wechselseitiges Unverständnis“, akin 2/1999. Bei dem neueren Artikel handelt es sich um eine Replik auf Gerold Wallners Kritik an Redls „Dank an Martin Walser“ in den Streifzügen 4/1998.
- 2 Peter Sichrovsky markiert übrigens abermals den Punkt, wo sich Rechte und Linke zum Extremismus der Mitte zusammenfinden: in seinem neuen Buch (Der Antifa-Komplex. Das korrekte Weltbild), in dem er die Zionisten heftig attackiert, wird der „Schuldkomplex der Nachkriegsgeneration“ als „entscheidendes Hindernis in unserer demokratischen Entwicklung“ herausgestellt. Wäre Sichrovsky mittlerweile nicht bei der FPÖ, er könnte eben jetzt die Würden eines österreichischen Wälsers und den Dank mancher Linker empfangen.
- 3 Karl Marx: Das Kapital. Bd. 1. MEW 23. S. 88
- 4 Die Bezeichnung „Gutmensch“, die kaum jemals auf diesen Begriff gebracht wurde, seit längerem aber im Umkreis der (ehemaligen) Linken herumspukt und die Redl zu Unrecht als Erfindung von Konrad Paul Liessmann ausgibt (bei dem sich ja auch sonst viele Begriffe aus jenem Umkreis als eine Art Bodensatz des linken Schwachsinn abgesetzt haben), dürfte jedoch von Karl Heinz Bohrer stammen, und sie wird jetzt mit besonderer Vorliebe von extremen Nationalisten verwendet, die sich den Anschein von Intellektualität geben möchten, also etwa in Blättern wie der Jungen Freiheit oder Zur Zeit.

Streifzüge

Impressum und Offenlegung

Medieninhaber: Kritischer Kreis – Verein für gesellschaftliche Transformationskunde, Margaretenstraße 71-73/23, A-1050 Wien. Der Medieninhaber ist zu 100% **Eigentümer** der Streifzüge und an keinen anderen Medienunternehmen beteiligt. **Herausgeberin:** Context – Initiative für freie Studien und brauchbare Information, A-1140 Wien **Grundlegende Richtung:** Kritik **Redaktion (zugleich Mitglieder des Leitungsorgans des Medieninhabers):** Stephan Grigat, Patrizia Gruber, Franz Schandl, Gerhard Scheit, Günter Schneider, Gerold Wallner, Maria Wölflinger und Robert Zöchling **Produktion:** Kemmerling Zöchling & Partner Medien- und Informationsdienste KEG, Schotten-gasse 3a/1/4/59, A-1010 Wien, Telefon 535 11 06, Telefax 532 74 16 **Hersteller:** Fa. Melzer, Kirchengasse 48, 1070 Wien

Deutsche Grüne

von Stephan Grigat

Auf eine umfassende Geschichte der deutschen Linken nach dem Zweiten Weltkrieg wartet man schon lange. Die beiden amerikanischen Politikwissenschaftler Andrei S. Markovits und Philip S. Gorski haben sie jedoch, anders als sie im Untertitel ihres Buches „Grün schlägt rot. Die deutsche Linke nach 1945“ versprechen, nicht geschrieben. Was sie verfaßt haben, ist eine Untersuchung über die Grünen in der BRD. Sie konzentrieren sich vollkommen auf die grüne Partei, deren Ideologie, Programmatik und Praxis. Alles, was vor den Grünen in der Linken existierte, interessiert Markovits und Gorski nur als „Vorläufer“ der von ihnen untersuchten Partei. Jene Gruppierungen, die später neben dieser Partei die Linke der BRD ausmachten, interessieren sie nur in ihrem Verhältnis zu den Grünen. Inhaltliche Diskussionen, die links von den Grünen stattgefunden haben und stattfinden, blenden sie weitgehend aus.

Ihre Abneigung gegenüber weiter links stehenden Gruppen ist offensichtlich. Die Autonomisten treten – wenn überhaupt – in ihren Ausführungen, bei denen sie sich kaum auf Literatur von linksradikalen Autoren zu Geschichte und Theorie der Linken stützen, nur als gewalttätige Demonstranten in Erscheinung. Die Gewalt von Demonstrationsteilnehmern ist für Markovits und Gorski schlichtweg „Vandalismus“. Bei der Schilderung von „Ideologie und Aktivität“ der K-Gruppen aus den 70er Jahren geben sie ihr Bemühen um differenzierte Darstellung auf und qualifizieren beispielsweise die Faschisierungsthese des „Kommunistischen Bundes“ als „Schlachtruf 'Faschismus'“ ab. Andere Gruppierungen, wie etwa die „Marxistische Gruppe“, kommen bei ihnen erst gar nicht vor. Die halbwegs theoretisch fundierten Auseinandersetzungen in der marxistischen Linken werden von ihnen für unwichtig erklärt. Die Frage etwa nach dem Verhältnis von Staat und Kapital ist für sie nur eine „umständliche Diskussion“ und natürlich „haarspalterisch“.

Über die Mitglieder bewaffneter Gruppen haben sie nicht viel mehr mitzuteilen, als daß diese „wenig Skrupel“ gehabt hätten. Über die erste Generation der RAF schreiben sie in der Manier von Stefan Austs „Baader-Meinhof-Komplex“ und offenbaren dem Leser, was auch allen „Terrorismus“-Forschern in der BRD immer als erstes einfällt, wenn sie jemanden die Entstehung der RAF erklären wollen, nämlich daß Andreas Baader ein „Problemkind“ war. Man wundert sich, warum bei anderen Linken nie

jemand auf die Idee gekommen ist, zu fragen, wie die in ihrer Jugend wohl so drauf waren, und ob beispielsweise Joschka Fischers Pubertät etwas mit seiner heutigen Begeisterung für Gewalt, solange sie vom Staat ausgeübt wird, zu tun hat.

Für besonders verwerflich befinden Markovits und Gorski die Kontakte der RAF mit der DDR, deren Antifaschismus sie nicht nur kritisieren, sondern schlichtweg ablehnen, während sie der BRD bescheinigen, ihre Auseinandersetzung mit dem NS sei „zwar unzureichend“, aber ernsthaft („“) gewesen. Zu ihren Einschätzungen des bewaffneten Kampfes paßt auch ein Schaubild über die Entstehung der westdeutschen Grünen und das Spektrum der westdeutschen Linken am Ende ihres Buches, bei dem alle Bewegungen, Gruppierungen und Parteien schön mit Pfeilen verbunden sind. Nur die RAF, das Sozialistische Patientenkollektiv, die Bewegung 2. Juni und die Revolutionären Zellen sind mittels eines durchgehenden Striches von allen anderen aufgeführten Gruppen abgetrennt. Sie werden aus der Linken ausgegrenzt. Da muß man sich fast schon wundern, daß Markovits und Gorski immerhin doch noch Zweifel an der Staatsschutz-Behauptung vom Selbstmord der RAF-Gefangenen in Stammheim erwähnen und die Berufsverbote der Brandt-Regierung als „eines der schändlichsten Kapitel in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie seit 1945“ bezeichnen.

Grüne Revolutionäre?

Vieles von dem, was Markovits und Gorski über die Grünen schreiben, trifft eindeutig nur für die Entstehungsphase und bedingt vielleicht noch für Teile der Konsolidierungsphase der Partei zu. Dennoch formulieren die beiden fast durchgängig im Präsens und bezeichnen die Grünen beispielsweise als „Anti-Establishment-Partei“.

Die Neuen Sozialen Bewegungen, aus denen die Grünen zum Großteil hervorgegangen sind, könnte man nach den Ausführungen von Markovits und Gorski für einen ziemlich revolutionären Haufen halten. Die NSB hätten den Staat stets als „Hauptgegner“ betrachtet. In Wirklichkeit war der Staat für die überwiegende Mehrheit der Aktivisten und Aktivistinnen der NSB natürlich nicht der Gegner, sondern der Ansprechpartner, um dessen Verständnis man buhlte und auf dessen Einsicht man hoffte. Die beiden Autoren schreiben, die NSB „agieren zwischen Establishment und Systemopposition“ und verschweigen dabei, daß sie das fast durchgängig

in Hinwendung zu ersterem und in Abgrenzung zu letzterem getan haben und auch weiterhin tun.

Völlig verblüffend ist Markovits und Gorskis Einschätzung der Theorien, die der grünen Praxis zugrundeliegen. Wenn sie schreiben, den „grünen Ideologen“ sei es um eine „Rekonstruktion des marxistischen Sozialismus“ gegangen, so mag das ja auf so manche Parteitheoretiker und -theoretikerinnen, insbesondere aus dem Kreis der Ökosozialisten, noch zutreffen. Markovits und Gorski gehen aber viel weiter und interpretieren „das Projekt der Grünen insgesamt als eine vollständige Rekonstruktion des Marxschen Sozialismus.“ Schön wär's gewesen.

Bei der Schilderung der Auseinandersetzungen zwischen Fundis, Ökosozialisten, Radikälökologen und Realos sind ihre Sympathien eindeutig, und man braucht von Jutta Ditfurth oder Thomas Ebermann nicht besonders viel zu halten, um sie gegen die tendenziösen Angriffe von Markovits und Gorski zu verteidigen. Während die Tätigkeiten von Ökosozialisten bei ihnen „Machenschaften“ sind, Jutta Ditfurth und die Radikälökologen Angelegenheiten stets „hochschaukeln“ und Fundis „ihre Fehler“, die ihnen von den Realos doch aufgezeigt wurden, prinzipiell nicht einsehen, gelten Leute wie Joschka Fischer, Otto Schily oder auch die meisten Ostgrünen als „originell“, „innovativ“ und „talentiert“. Sie sind bei Markovits und Gorski moralisch integer und haben „Augenmaß“. Konrad Weiß, den sie selber mit seiner Aussage zitieren, jederzeit für „eine neue wertkonservative Alternative zum Parteispektrum“ bereitzustehen, wird in den höchsten Tönen gelobt. Überhaupt sind die Ostgrünen die eigentlichen Helden im Buch der beiden amerikanischen Politologen. Sie hätten auch nach der Wiedervereinigung nicht aufgehört Dissidenten zu sein und ihre Rolle im gesamtdeutschen Bundestag weitergespielt: „als Störenfriede, Kritiker und Mahner.“ „Einmal ein Dissident, immer ein Dissident“ soll nach Markovits und Gorski das Motto der ostdeutschen Bürgerrechtler sein, die ihre Widerständigkeit inzwischen mit Vorliebe in die CDU einbringen oder im Feuilleton der FAZ zur Schau stellen.

Das Bündnis 90 sei so ziemlich die einzige Gruppierung, die die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dem Realsozialismus nicht instrumentalisieren will. Von der DDR als „Auschwitz in den Seelen“ und ähnlichen Aussagen bürgerbewegter Ostdeutscher scheinen sie noch nie etwas gehört zu haben.

Natürlich lieben Markovits und Gorski auch die TAZ. Sie sei die einzige Zeitung gewesen, die schon sehr früh und solidarisch über die Dissidenten in der DDR und im übrigen Osteuropa berichtet habe. Das reaktionäre Zeug, das man regelmäßig in der TAZ lesen kann, werde dort nur gedruckt, um dem eigenen Anspruch, „unberechenbar und kritisch zu sein“, gerecht zu bleiben.

Linker Nationalismus

Das vergleichsweise Beste an Markovits' und Gorski's Buch ist die durchgängige Kritik an rechten Tendenzen in der Linken. Sie konstatieren, daß die Grünen in der BRD „etwas unmißverständlich 'deutsches'“ an sich haben und kritisieren die romantisierende Naturverbundenheit, nationalistische Tendenzen und vor allem einen teilweise antisemitisch aufgeladenen Antizionismus sowohl bei den Grünen als auch bei anderen Linken. Ihre Kritik bleibt aber ambivalent. Erstens schaffen sie es nicht, die Gründe für solche Tendenzen in der mangelnden Radikalität der Kapitalismuskritik der Linken zu verorten. Zweitens sind sie vor allem in ihrer Nationalismuskritik keineswegs konsequent. In ihrem Bemühen, die Kritik nationalistischer Tendenzen nicht zu einer allgemeinen Diffamierung der Linken verkommen zu lassen, sind sie in ihren Einschätzungen oft viel zu zurückhaltend. Sie betonen, daß sie keineswegs davon ausgehen, „daß die Grünen den Nationalismus wieder als einen akzeptablen Diskurs in die bundesdeutsche politische Diskussion einführen.“ Dabei hatten die Grünen durchaus einen nicht unwesentlichen Anteil daran. Konnte man von Konservativen und Sozialdemokraten ohnehin nichts anderes erwarten als eine verstärkte nationalistische Mobilisierung, so gaben die Grünen dem neuen deutschen Nationalismus insbesondere nach der Wiedervereinigung seinen zivilgesellschaftlichen Anstrich.

Markovits und Gorski stilisieren die Grünen zu überzeugten Wiedervereinigungsgegnern, wobei man sich fragt, warum man von ihrem Widerstand so wenig gemerkt hat und sich statt dessen noch allzu gut an das kollektive Absingen der Nationalhymne im Deutschen Bundestag nach der Maueröffnung im November 1989 erinnert, dem sich nur eine einzige grüne Abgeordnete eindeutig verweigert hat. Die meisten Grünen waren bei der Wiedervereinigung eben nicht antinationalistisch, sondern plädierten lediglich für ein sanfteres Zusammenwachsen, damit es die Deutschen in ihrem neuen Reich auch schön kuschelig haben. Markovits und Gorski bringen das Verhältnis von grün und deutsch durchaus auf den Punkt, wenn sie die Grünen als „besondere Ausdrucksform der deutschen Linken und somit als komplizierte Facette der ewigen 'deutschen Frage'“ bezeichnen. Ungewollt bringen sie damit zum Ausdruck, daß die Lösung der „ewigen 'deutschen Frage'“, nämlich die endgültige Abschaffung der deutschen Nation, auch die Abschaffung der Grünen als Partei beinhalten würde.

Selbst wenn der Antinationalismus bei den deutschen Grünen jemals in dem Ausmaß existiert haben sollte, wie die Autoren behaupten, kann man sich heute sicher sein, daß sie inzwischen beim Vaterland angekommen sind. Markovits und Gorski, die sich die blödsinnige Unterscheidung von bösem Nationalismus, gutem Nationalgefühl und noch besserem Verfassungspatriotismus, mit

der schon Generationen von Linken ihren Nationalismus zu legitimieren versuchen, zu eigen gemacht haben und daher zwar eher völkische nationalistische Tendenzen bei Grünen und anderen Linken kritisieren, andererseits aber ein konstruktives Verhältnis zum demokratischen Nationalismus einklagen, scheint das noch nicht auszureichen. Sie meinen, Grüne und Linke müßten heute „ihre vor 1990 vertretene Auffassung von Nation und deutscher Macht überdenken und neu definieren.“ Für diese Neudefinition, die in Wirklichkeit schon längst stattgefunden hat, erteilen Markovits und Gorski auch gleich noch ein paar Tips: „Nationalismus (sollte) in bestimmten Fällen und unter besonderen Bedingungen von progressiven Kräften unterstützt werden, auch außerhalb der Befreiungskämpfe eines unterdrückten Volkes in der Dritten Welt.“ Die Realität macht derartige Empfehlungen endgültig überflüssig. Joschka Fischer, der sich heute unbefangen zu seiner Liebe zu Deutschland bekennt, vertritt seit letztem Jahr weltweit den Nationalismus jenes Kollektivs, das sich auch dann noch unterdrückt und bedroht fühlt, wenn es halb Europa dominiert.

Andrei S. Markovits / Philip S. Gorski: Grün schlägt rot. Die deutsche Linke nach 1945. Aus dem Englischen von Ilse Utz. Hamburg: Rotbuch Verlag, 1997, 607 S., 58,- DM

Streifzüge 1996 – 1998

- 1/1996: Franz Schandl: Der gesellschaftliche Stau
Kritischer Kreis: Wie es weitergeht (zum „linken Dialog“)
Franz Schandl: Berginhalte statt Plattformen
Franz Schandl: Ökologie und Ökonomie
Gerold Wallner: Haslinger lesen und wie's eins nicht tun sollte
Franz Schandl: Subjekt und Geschichte
Hannes Hofbauer: Immer am Rande Europas
- 2/1996: Franz Schandl: Der Wert – Smith, Ricardo, Marx
Gerhard Scheit: Der Fetisch des Gebrauchswerts
Franz Schandl: SOS-Medicinfreiheit?
Robert Zöchling: SOS Mediokratie
- 3-4/1996: Franz Schandl: Haiders Quantensprung
Franz Schandl: Extremismus der Mitte
Franz Nahrada: Beyond Money
Erich Ribolits: Versuch zu einer „Kritik der Arbeit“
Franz Schandl: Geschichte, Fortschritt und Emanzipation
Franz Schandl: Versuche über die Liebe und das Vögeln
- 1/1997: Franz Schandl: Variation oder Alternative
Gerhard Scheit: Politische Ökonomie des Antisemitismus
Franz Schandl: Schlägt die Bevölkerung, wo ihr sie trifft
Gerhard Scheit: Eine kritische Anmerkung zu Schandls Polemik
Maria Wölflingseder: Beispiele linker Mythen
Günter Schneider: 11 Thesen zur Wohnungsfrage
Norbert Trenkle/Ernst Lohoff: 12 Thesen zur EWU
- 2/1997: Patrizia Gruber: Über einige Aporien kritischer Gesellschaftstheorie
Franz Schandl: Der Kapitalismus und du
Gerold Wallner: Große Klasse
Franz Schandl: Populistische Televisionen
Harald Winter: Perspektiven – Strategien – Differenzen
- 3/1997: Franz Schandl: Zu uns! (über den Kritischen Kreis)
Franz Schandl: Information und Entformation

- 4/1997: Stephan Grigat: Zur Kritik des Fetischismus
Karl Reitter: Wir sind immer im Dazwischen (zu Grigat)
Franz Schandl: Proletarisch meint stets bürgerlich
Franz Schandl: Kommunikation als Denunziation
- 1/1998: Erich Ribolits: Und jetzt wird wieder in die Hände gespuckt...
Franz Schandl: Feierabend der Arbeit
Stephan Grigat: Kritik der Nation. Zu Schandl
Gerhard Scheit: Einerlei. Europas Historiker erforschen den Kommunismus
Franz Schandl: Vorwärts zur Nachknappheitsordnung! Zu Giddens
- 2/1998: Franz Schandl: Kreislauf der Ignoranz. Zu Knoll
Alex Gruber: Totale Vergleichbarkeit
Peter Ulrich Lehner: Demokratie und Schöpfertum durchsetzen!
Peter Ulrich Lehner: Zum Wesen der Arbeit
Robert Kurz: Metaphysik der Arbeit
Maria Wölflingseder: Esoterik und Linke
Stephan Grigat: Pathologie des Marxismus. Zu Backhaus
Klaus Schlesiger: Hysterische Scheingefechte? Zu Grigat
- 3/1998: Franz Schandl: Jagt die Spekulanten! Schlägt sie tot!
Peter Schuck: Überlegungen zum Verhältnis von Theorie und Praxis
Norbert Trenkle: Was ist der Wert? Was soll die Krise?
Karl Reitter: Die Abstraktion auf der Anklagebank? Zu Gruber
Gerold Wallner: Demokratie und Schöpfertum sind durchgesetzt
Stephan Grigat: Antinationale Kritik und utopischer Positivismus
Franz Schandl: To give and to take. Thesen zur Metakritik des Tauschs
- 4/1998: Gaston Valdiva: Arbeit und Wahn
Was bleibt! (1) – Gerhard Scheit: Was bleibt von Perry Anderson?
Franz Schandl: Der nach den Sternen greift. Zu Schrempf
Franz Schandl: Entweder! Also! Zur finanziellen Lage
Gerold Wallner: Und Redl ist ein ehrenwerter Mann
Franz Schandl: Die Rechte und ihre Gegner
Gerhard Scheit: Thesen zum „Führertyp der demokratischen Volksgemeinschaft“
Gerhard Scheit: Die Abstraktion auf der Anklagebank. Zu Reitter
Stephan Grigat: Marxismus und Obskurantismus

Entwurf einer Metakritik des Tauschs

von Franz Schandl

Daß das Gewöhnliche nur aufgrund der Gewöhnung als solches erscheint, macht kaum jemanden stutzig. Daß gerade der Tausch eine vergängliche Angelegenheit sein könnte, ist für das bürgerliche Individuum eine unzumutbare Zumutung. Er zeichnet es nämlich aus.

Der nachfolgende Beitrag ist zwar lang, aber alles andere als fertig. Trotzdem haben wir uns entschlossen, dieses Zwischenergebnis eines für die übernächste KRISIS geplanten Aufsatzes zu veröffentlichen, auf Einwände und Kritik, und noch mehr auf Ermutigung und Zustimmung zu warten und zu hoffen. Der Artikel verträgt also noch einiges an Umstellung, Ausführung, Präzisierung, Korrektur, Gewichtung und Stilsicherung. Wichtige Literatur (Sohn-Rethel, Castoriadis, Arendt etc.) konnte noch nicht berücksichtigt werden, ebenso waren ganze Passagen, etwa der Exkurs über Sprache als Austausch oder die Stelle über den Charakter von Sonderangeboten einfach noch nicht publikationsreif, auch nicht als Provisorium. Sollte jemandem etwas Wichtiges fehlen, dann möge man uns das bitte mitteilen, wir können uns sicher nicht zurückhalten und versprechen Bedachtnahme, selbst wenn es uns beim Entzaubern manchmal gehörig zaubert. Aber das gehört wohl dazu. Ansonsten verzeihe man die Voluminosität, aber es sind schließlich drei Monate Zeit, bis die nächste Ausgabe erscheint. Viel Vergnügen. F.S.

1. Der fiktive Felsen der Ontologie

Eines der hartnäckigsten Gerüchte ist dieses: Der Tausch ist eine *eherne Konstante* menschlichen Daseins. Bereits für Aristoteles ist er eine nicht weiter hinterfragte Selbstverständlichkeit: „Denn so wird es immer Austausch geben und durch ihn Gemeinschaft. Geld ist also jenes Ding, das als Wertmesser Meßbarkeit durch ein gemeinsames Maß und somit Gleichheit schafft. Denn ohne Austausch gäbe es keine Gemeinschaft, ohne Gleichheit keinen Austausch und ohne Meßbarkeit keine Gleichheit.“¹⁾

Für Adam Smith folgt die Arbeitsteilung „zwangsläufig, wenn auch langsam und schrittweise aus einer natürlichen Neigung des Men-

schen, zu handeln und Dinge gegeneinander auszutauschen.“²⁾ Wo Kauf und Verkauf zu obligaten Pflichten aufgestiegen sind, wird jeder „in einem gewissen Sinn ein Kaufmann.“³⁾ Käufer und Verkäufer finden sich am Markt zum Zwecke des Tauschs. Für Aristoteles wie für Smith ist der Tausch eine ontologische Größe. Er wird nicht gesellschaftlich eingeordnet, sondern leitet sich von einer dunklen „menschlichen Neigung“ ab, die als vorgegeben angenommen wird. Die politische Ökonomie ist hier nicht weiter als der gesunde Menschenverstand, der da stets behauptet: „Getauscht wurde immer“, „Ohne Tausch geht es nicht“, „Ohne Geld kann man nicht leben“, „Gearbeitet werden muß“ etc. Das Problem ist nun nicht, daß das einfach unrichtig ist, das Problem ist, daß unmittelbare, aber begrenzte Einsichten als der Weisheit letzter Schluß sich entfalten. Gesellschaftliche Entwicklung wird auf dem Niveau der sinnlichen Gewißheit immer als Kreislauf wahrgenommen, als ein In-sich-bewegen, nicht als ein Aus-sich-bewegen.⁴⁾

In der herkömmlichen Sicht erscheint der Tausch als natürlicher Trieb und als soziale Bestimmung des Menschen. Und teilweise ist damit auch eine Wahrheit abendländischer Vergesellschaftung ausgesprochen, sie wird allerdings mit dem unmöglichen Anspruch ewiger Wahrheit vorgetragen. Die bisherige Vorgeschichte kann durchaus als Entstehung und Entfaltung des Tauschs zur herrschenden Verkehrsförmung gelesen werden. Der Tausch ist zweifellos eine relativ gewichtige Konstante der zweiten Natur, daraus ist jedoch nicht der Schluß zu ziehen, daß er die Errungenschaft menschlichen Daseins überhaupt ist, die das menschliche Zusammenleben nun einmal ausmacht und auf Dauer zu prägen hat.

Zweifelloso, die „Vergesellschaftung durch Tausch und Markt“⁵⁾ kombiniert die Sozietät, aber eben eine bestimmte: die *Warengesellschaft*. Die Krux des herkömmlichen Denkens ist, die materielle Kommunikation nur als Tausch sehen zu wollen, andere Generalisierungen a priori als der menschlichen Natur nicht entsprechend auszuschließen. Nicht, daß man nicht anderes auch anerkannte oder zuließ, z.B. das Geschenk oder die Spende, aber mehr als Nischen wies

man ihnen nicht zu, bzw. subsumierte sie im Vokabular von Tausch und Wert. Typisch dafür steht etwa die Argumentation von Marcel Mauss in seiner kenntnisreichen und sorgfältig gearbeiteten ethnologischen Studie „Die Gabe“.⁶⁾ „Man sieht, worum es geht“, schreibt er: „In der skandinavischen und in vielen anderen Kulturen finden Austausch und Verträge in Form von Geschenken statt, die theoretisch freiwillig sind, in Wirklichkeit jedoch immer wieder gegeben und erwidert werden.“⁷⁾

Gegenseitige *Transaktion* von Gütern wird hier stets mit dem Begriff *Tausch* übersetzt.⁸⁾ Das ist durchaus fragwürdig,⁹⁾ kennen wir die Geschichte dieses erst im späten Mittelalter auftretenden Begriffs. Mauss arbeitet durchwegs mit ontologischen Kategorien, spricht von „der Natur der menschlichen Transaktionen“,¹⁰⁾ „der Handel ist ein menschliches Phänomen, das unseres Erachtens keiner uns bekannten Gesellschaft fremd ist“, schreibt er einige Zeilen weiter, dem gesunden Menschenverstand hier höhere Weihen verleihend. Und auch was ihm ein Anliegen ist, sagt er ganz offen: „Wir glauben, hier einen der Felsen gefunden zu haben, auf denen unsere Gesellschaften ruhen (...).“¹¹⁾

Wir würden dessen Prämissen und seine Terminologie also schon grundsätzlich bestreiten. Daß der Ontologie des Tauschs auch beiläufig eine des Werts folgen muß, liegt auf der Hand: „Der Wertbegriff existiert in diesen Gesellschaften“,¹²⁾ schreibt Mauss triumphierend, nach seiner Auflistung der „ganze(n) Kette unzweifelhafter Tatsachen.“¹³⁾ Aus dem Vergleich der Einschätzung des Bekommenen mit der Schätzung des Gegebenen, kann aber noch nicht auf den Wert geschlossen werden. Es handelt sich bestenfalls um Keimformen abstrakter Bezüglichkeit, die erst durch die Verallgemeinerung als Arbeitsprodukt, was meint: Produkt unbestimmter Arbeit, somit als Waren und nicht als Güter, ihre verbindliche Rechtsform finden.

Für die Frühzeit gilt (bei aller Problematik der von Oswald Spengler verwendeten Termini): „Tausch ist in dieser Zeit ein Vorgang, durch den Güter aus einem Lebenskreise in einen andern übergehen. Sie werden *vom Leben* gewertet, nach einem gleitenden, *gefühlten* Maße des Augenblicks. Es gibt weder einen Wertbegriff noch ein

allgemein messendes Gut.“¹⁴) „Während der frühe Mensch Güter *vergleicht* und nicht nur mit dem Verstande, *berechnet* der späte den Wert der Ware, und zwar nach einem starren qualitätslosen Maß.“¹⁵) Natürlich ist hier kein genauer Umschlagspunkt anzugeben, es ist aber jedenfalls verkehrt, aus der Struktur der gegenwärtigen Austauschbeziehungen ihre Vorläufer zu typologisieren. Es gibt keinen Felsen, der die Brandung der Zeiten übersteht.

Die „Methode (...) des präzisen Vergleichs“¹⁶) hat schon ihre Tücken, weil sie die aktuellen Kategorien des Stoffwechsels undifferenziert auszuweiten versucht. Nicht die Differenz, also die Wertung ist ihr primäres Anliegen, sondern die Behauptung einer menschlichen Natur und somit Kultur schlechthin. Der Mensch erscheint nicht als Ensemble seiner Verhältnisse, sondern die Verhältnisse erscheinen als ontologische Ausdünstungen eines apriorischen Menschseins. So ist er halt, der Mensch. Das Credo von Mauss liest sich dann auch dementprechend: „Und wir müssen ein Mittel finden, um die Einkünfte aus Spekulation und Wucher einzuschränken. Nichtsdestoweniger muß das Individuum arbeiten. Es muß veranlaßt werden, mehr auf sich selbst zu bauen als auf andere“,¹⁷) heißt es hinten im Buch. Arbeiten! Auf-sich-selbst-bauen! Gegen die Spekulation! Ist das wahrlich mehr als der Generalnenner des gemeinen Menschenverstands? Wohl kaum, es ist der altbekannte Sermon. Wie auch immer gearbeitet wurde, so wurde angeblich auch immer getauscht. Der grundsätzlicher Fehler solcher Betrachtungsweisen liegt gerade darin, den Tausch von der abstrakten Arbeit, die Warenzirkulation von der Warenproduktion abgekoppelt zu sehen. Der Tausch ist aber nur zu verstehen über den Wert, er ist keine Metakategorie, die substantiell hinter ihn zurückreicht und über ihn hinausreicht. Gleiches gilt für den Markt.

Anders als Mauss verfährt etwa der Althistoriker Moses I. Finley, der in seinem Buch „Die antike Wirtschaft“ seinen Titel auch gleich auf den ersten Seiten radikal in Frage stellt. „Es gab keine wirtschaftlichen Zyklen in der Antike; keine Städte, deren Aufstieg der Errichtung der Manufaktur zugeschrieben werden kann, nicht einmal von uns; und es gab keinen Reichtum durch Außenhandel.“¹⁸) Ebenso wenig kann man von „Grundbegriffen wie Arbeit, Produktion, Kapital, Investition, Einkommen, Kreislauf, Nachfrage, Unternehmer, Nutzen“¹⁹) sprechen. Ausdrücklich betont er, daß der Markt, wie wir ihn verstehen und kennen „in dieser Bedeutung nicht ins Griechische oder Lateinische übersetzt werden kann“.²⁰) Ja, er geht sogar soweit zu behaupten, daß den antiken Menschen „in der Tat der Begriff einer „Wirtschaft“ fehlte und darüber hinaus die begrifflichen Voraussetzungen für das, was wir „die Wirtschaft“ nennen.“²¹) Genau so gilt es unserer Ansicht nach aber mit

Geschichte umzugehen, d.h. sich immer wieder bewußt zu machen, daß wir mit Maßstäben, Vorstellungen, Begriffen hantieren, die dem historischen Gegenstand möglicherweise völlig fremd gewesen sind. Ontologisierung meint die ideelle Kolonisierung von Vergangenheit und Zukunft durch die Gegenwart.

Wir verstehen in Folge den Tausch als *einen* (nicht: den) kulturellen Zwang in der bisherigen Menschheitsgeschichte, er setzt sowohl ein Mehrprodukt voraus, gleichzeitig aber auch dessen Begrenzung. Schwer kategorisierbare Vorstufen des Tauschs hat es historisch schon sehr früh gegeben, aber erst in der bürgerlichen Gesellschaft konnte er sich als herrschende und beständige Form stofflicher Kommunikation durchsetzen. Zur Urgeschichte des Tauschs schreibt Marx: „Der Austausch beginnt nicht zwischen den Individuen innerhalb eines Gemeinwesens, sondern da, wo die Gemeinwesen aufhören – an ihrer Grenze, an dem Punkt des Kontakts verschiedener Gemeinwesen.“²²) D.h. auch innerhalb jener können Produzent und Konsument nicht stets zusammengefallen sein, es hat daher ein Hin und Her von Produkt und Beute gegeben. Diese gegenseitige Versorgung kann jedenfalls nicht als Tausch verstanden werden. Auch das familiäre Netz bewegt sich im internen Kreislauf der Stoff- und Dienstleistungsübergaben resp. -entnahmen nicht primär in der Form des Tausches, so sehr diese den Mitgliedern bei diversen Transaktionen im Hinterkopf auch mitspielt. Auf der gesellschaftlichen Ebene wurden Tausch und Markt erst sehr spät bestimmend für die materiellen Stoffwechsel. „Als normaler, herrschender Charakter der Produktion erscheint die Warenproduktion aber erst auf der Grundlage der kapitalistischen Produktion.“²³)

2. Sequenzen einer Kategorie

Der Tausch ist eine Transaktion, aber nicht jede Transaktion ist ein Tausch. Nicht um einen schlichten Sachverhalt geht es also, sondern um die gesellschaftliche Bedeutung und Bedingtheit, in der sie sich bewegt. Um als Tausch begriffen zu werden, muß eine Transaktion bestimmten Kriterien entsprechen. Vorab sind daher einige Fragen zu stellen. Bezieht sich das wechselseitige Geben und Nehmen auf die Besitzer oder auf die Produkte selbst? Werden schließlich die Produkte als Arbeitsprodukte zueinander in Wert gesetzt? Handelt es sich um ein sachliches Verhältnis absichts persönlicher Überlegungen?

Notwendig wäre der Entwurf einer *Typologie der Transaktion*, in etwa die Unterscheidung in die

- *Einseitige Gabe* (z.B. Geburtstagsgeschenk, Spende, Almosen, Mitgift,...);
- *Wechselseitige Gabe* (z.B. Weihnachtsgeschenke,...); und in den
- *Tausch*, der dann noch weiter ausdifferen-

zieren wäre (Kauf, Verkauf) und dessen Aspekte (Markt, Vertrag, Geld) einer genaueren Untersuchung unterzogen werden müßten. Aber es müßten auch eingeordnet werden: Raub, Steuer, Abgabe, Enteignung, Aneignung (occupatio), Sozialzuschüsse, Pfand, Kredit, diverse Versorgungen etc. Wichtig ist es festzuhalten, daß auch die wechselseitige Gabe in ihrer kruden Form keinen Austausch darstellt. Der Begriff „Gabenaustausch“,²⁴) den Marcel Mauss verwendet, ist ein Widerspruch in sich.

Ein einfaches Hin und Her ohne verbindliche Form ist also noch kein Tausch. Die wechselseitige Hingabe von Gütern wird erst dann zu einem solchen, wenn diese als äquivalente Arbeitsprodukte auftreten. Tausch meint nämlich nicht den beliebigen Wechsel von Gegenständen, sondern ausschließlich den durch den Wert bestimmten. Der Tausch realisiert den Wert. Was sich gerecht austauscht, ist aber das gleiche Arbeitsprodukt gegen das gleiche Arbeitsprodukt. Daß stofflich Gleichartiges ungleichwertig erscheinen kann, ist Ausdruck dieser Gerechtigkeit.

Zwischen dem alten römischen Rechtsgrundsatz *do ut des* und dem modernen Leistungs- und Gerechtigkeitsprinzip wird man aber doch noch einen grundsätzlichen Unterschied vermuten dürfen. „Ich gebe dir, weil Du mir gibst“ ist erst dann Tausch geworden, wenn „Ich gebe dir, weil du mir *dementsprechend* gibst“ gegenseitig anerkannt und vollzogen wird. Wir setzen unsere Arbeit gleich, wir werden *eins* am Markt. Wir abstraktifizieren uns in der dreifaltigen Kommunion von Arbeit, Wert und Geld. Wir tauschen stofflich Ungleiches, indem wir uns wertmäßig gleichsetzen. Am Altar des Geschäftes finden unterschiedliche Tätigkeiten als abstrakte Gleichheiten zueinander, erleben dort ihre Verwandlung. Das Einfachste ist wahrlich ein Mysterium, versteht man es nur richtig zu deuten. Je genauer wir hinsehen, desto irrer blickt es zurück.

„Aber dieser Händewechsel bildet ihren Austausch, und ihr Austausch bezieht sie als Werte aufeinander und realisiert sie als Werte. Die Waren müssen sich daher als Werte realisieren, bevor sie sich als Gebrauchswerte realisieren können.“²⁵) Was die Individuen praktisch realisieren, müssen sie aber nicht theoretisch realisieren. Was sie selbstbewußt anstellen, müssen sie sich noch lange nicht vorstellen können. Nicht das Erkennen ist vonnöten, das bloße Registrieren reicht hier schon aus: „Indem sie ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch gleichsetzen, setzen sie ihre verschiednen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es.“²⁶) „Sie haben daher schon gehandelt, bevor sie gedacht haben. Die Gesetze der Warennatur betätigen sich im Naturinstinkt der Warenbesitzer.“²⁷)

Eine vorrangige Aufgabe angewandter Wertkritik wäre es, dieses unwissende Tun, dieses selbstverständliche und allgemeingültige Handeln den Handelnden bewußt zu machen, die Charaktermasken zur Reflexion zu ermutigen und anzuhalten. Die Frage „Was tun wir, wenn wir tun?“, ist beharrlich zu stellen, um ihre Etablierung zu ermöglichen. D. h. in den kleinsten Poren und Zellen der Gesellschaft sind Wert, Arbeit und Tausch aufzuspüren und zu dechiffrieren. Keine Gegend ist zu unwegsam, kein Tümpel zu tief, um nicht hinzu(ge)langen und zu sagen, was ist. Es geht also um die Entzauberung der alltäglichen Geschäftigkeit. Kritik hat das Selbstverständliche vom „Selbst“ zu entkleiden, es verständlich und somit kritisierbar zu machen. Wertkritik ist Kritik des fraglos Vorausgesetzten.

Die Transaktion von Gegenständen wird erst zum Tausch, wenn diese als abstraktifizierte Arbeitsgallerten verglichen und gleichgesetzt werden, also noch nicht ab dem Moment, wo die Gabe die Gegengabe verlangt.²⁸⁾ Diese undifferenzierte Assoziation, die als Tausch alles begreift, was gegenseitige Übertragung ist, ist das Einfällstor diverser ontologischer Mythen. Die Kategorie des Tausches wuchet sich dann inflationär über ihre eigentliche Dimension hinaus und verwischt so ihre Spuren, indem sie sich als Invariante des Daseins abfeiert. Ohne Tausch kein Mensch, ohne Tausch keine Gesellschaft, ohne Tausch keine Kultur.

Dort, wo *Geben* und *Nehmen* als aufeinandergezwungene fetischisierte Form des Stoffwechsels auftritt, sprechen wir vom Tausch. Tausch resp. Geschäft bedeutet demnach, daß jemanden für etwas, das er weggibt, etwas gegeben wird, das er nicht hat. Nicht jeder Wechsel von Gegenständen ist daher ein Tausch, sondern nur der, der die beiden Tauschobjekte aufeinander als gleichwertige und gleichgültige bezieht. „In der Welt des Tauschs kann der eine Warenbesitzer für den anderen Warenbesitzer nur deshalb als Mittel fungieren, weil er ihn als seine eigene Zwecksetzungsinstanz anerkennt.“²⁹⁾

„Daß Güter „getauscht“ werden, bedeutet: daß nach Vereinbarung das eine [Gut] aus der faktischen Verfügung des einen in die des anderen um deswillen gegeben wird, weil nach dem vom ersteren gemeinten Sinn das andere aus der Verfügung des anderen in die des einen überführt wird oder überführt werden soll. Die am Schuldverhältnis oder am Tausch Beteiligten hegen jeder die Erwartung, daß der andere Teil sich in einer der eigenen Absicht entsprechenden Art verhalten werde.“³⁰⁾

Schuld ergibt sich in diesem Zusammenhang aus einem Tausch, der von einer Seite nicht *wertgemäß* vollzogen werden kann. Schuld entsteht also aus dem Abschluß eines Tauschaktes ohne den entsprechenden Tauschwert aufbieten zu können, immer jedoch auch mit der Absicht dies

in bestimmter zeitlicher Frist nachzuholen. Die Wortwahl ist direkt verräterisch. Kann jemand die Kriterien des Geschäfts nicht erfüllen, ist er etwas *schuldig geblieben*, dann ist er dadurch *schuldig* geworden, er trägt *Schuld*, weil er *Schulden* hat. Nehmen diese Schulden überhand, so kommt in Österreich folgerichtig der *Exekutor* (=Gerichtsvollzieher) ins traute Heim. Sodann wird *exekutiert*. Noch nicht die Person, versteht sich, sondern bloß ihre persönliche Habe. Was sich hier verkündet, ist aber die schreckliche Endkonsequenz des Kapital, die da zweifellos lautet: Wer keinen Wert hat, ist nichts wert. Wer nicht liquid ist, wird liquidiert. „Du solltest sterben wollen, denn du bist arm“,³¹⁾ heißt es an einer Stelle des „Timon von Athen“.

Tausch meint, daß sich das eine im anderen auszudrücken hat. Im Tausch erfolgt also ein Gleichsetzung von Verschiedenem. Die Abstraktion von Arbeit realisiert sich im Tausch. Tauschen heißt, daß menschliche Kommunikation ihre Produkte und Leistungen nur als ein sich wechselseitig Bedingendes in *Geben* und *Nehmen* im Besonderen erfüllen kann. Das konkrete Nehmen bedingt ein konkretes Geben. Sie können im Tausch nur als zwei Seiten derselben Medaille bestehen. Die Bedingung der Konkretion ist die Abstraktion einer Ware als marktfähiger Tauschwert.

Der Markt erscheint als das eigentliche Zentrum bürgerlicher Ökonomie. Der Tausch resp. das Geschäft ist deswegen so wichtig, weil sich der Wert nur auf der Zirkulationsebene realisieren kann. Schafft das Produkt diese Hürde nicht, verfällt sein Wert unweigerlich. Die in ihm vergegenständlichte Arbeit ist überflüssig gewesen, sie ist unnütz. Was meint: „Der Austauschprozeß gibt der Ware, die er in Geld verwandelt, nicht ihren Wert, sondern ihre spezifische Wertform.“³²⁾ „Der „Austausch“ ist also nichts anderes als der „Realisierungsprozeß“ der abstrakten Arbeit, und der Markt, auf dem sich der „Austausch“ vollzieht, nichts anderes als die Realisierungssphäre der subjektlosen gesellschaftlichen Tautologie, d.h. des Selbstzwecks der Verwandlung lebendiger in tote oder der gesellschaftlichen Arbeit in sich selbst als andere Form ihrer selbst. Die Spaltung der gesellschaftlichen Reproduktion in eine „eigentliche Produktion“ und „Austausch“ ist im übrigen gleichzeitig die Keimzelle der Aufspaltung dieser Gesellschaft in getrennte „Bereiche“ oder „Sphären“ überhaupt.“³³⁾

Die Zirkulation ist der Realisierungsraum, der Tauschwert die Realisierungsform, der Gebrauchswert der Realisierungsinhalt, der Preis das Realisierungsmaß, das die jeweilige Realisierungsvarianz rund um den Wert, die Schaffungsinstanz ausdrückt. Die abgefeimte Dialektik geht so: „Kapital kann also nicht aus der Zirkulation entspringen, und es kann ebensowenig aus der Zirkulation nicht entspringen.

Es muß zugleich in ihr und nicht in ihr entspringen.“³⁴⁾ Was meint, der Wert wird dort nicht geschaffen, aber nur dort kann er sich realisieren.

Der Tausch (W-W) ist die Grundform der Warenzirkulation. Durch Hinzutreten des Geldes wird dieser differenziert in ein *Kaufen* (G-W) und in ein *Verkaufen* (W-G), wobei es kein Kaufen ohne Verkaufen gibt und umgekehrt. „Verkauf ist Kauf, W-G zugleich G-W.“³⁵⁾ Das Bekommen ist an ein Vorher-schon-Haben gebunden. Das Bedürfnis ist lediglich Kriterium des Wollens, aber nicht des Könnens. Der Tausch abstrahiert von den Bedürfnissen hin zu den Mitteln ihres Transfers. Geld ist mehr als ein Medium, es ist der Gott, dem der Stoff geopfert wird.

Tausch als Imperativ muß gelten als eine äußerst rigide und dogmatische Form stofflicher Kommunikation. Er setzt voraus, daß nur jemand zu erhalten hat, der auch etwas abzugeben hat. Tausch setzt Tauschbares voraus. Freilich kann dieses Prinzip nicht vollständig durchgezogen werden, will die Gesellschaft sich nicht selbst zugrunde richten. Denn das wäre der Fall, würde sie alles kalt aussondern, was nicht marktfähig ist. Nichtsdestotrotz will das gefräßige Prinzip, eine Art „Werwolfsheißhunger“³⁶⁾ (Marx), sich stets ausweiten. Namentlich der Neoliberalismus will in der Tendenz die öffentliche Obsorge für die Gesellschaftsmitglieder eliminieren. Wer nicht privat für sich vorgesorgt hat, für den wird nicht gesorgt. Der erzwungene Boom der Privatversicherungen und Privatrenten weist in diese Richtung. Wer nicht tauschfähig ist, hat das Recht auf Leben eigentlich verwirkt. Er wird gerade noch toleriert, obwohl er unwertes Leben geworden ist.

„Die Marktgemeinschaft als solche ist die unpersönlichste praktische Lebensbeziehung, in welche Menschen miteinander treten können“,³⁷⁾ sagt Max Weber. Und: „Wo der Markt seiner Eigengesetzlichkeit überlassen ist, kennt er nur Ansehen der Sachen, kein Ansehen der Person.“³⁸⁾ Die Sachen, die als Warenkörper verstanden werden müssen, sind es, die Respekt erheischen. Die Warenbesitzer sind bloß deren Transformatoren. Idealtypisch ist der Tausch stets *sachbezogen* und *unpersönlich*. Aber nicht nur Verkäufer und Käufer interessieren nicht, auch der Gebrauchswert fungiert lediglich als Träger des Tauschwerts. Objektive Funktion und subjektive Intention sind im Tauschgeschäft nicht eins. Vornehmlich geht es um die Realisierung des Werts. Die Menschen treten sich nicht direkt, sondern als Charaktermasken ihrer Produkte und Leistungen, ihrer Dinge und Geschicklichkeiten gegenüber.

Im Kapitalismus hat alles permutabel zu werden. Austauschbar zu sein, ist die erste Erwerbsregel. Der kapitalistische Kreislauf ist ein ständiges Permutieren des Waren- und Geldflusses.

Freilich staut es sich heute schon. In der Ware sucht der Gegenstand allerdings nicht den Konsumenten, sondern den Käufer. Das Bedürfnis des Verbrauchers ist ihm nur relevant, wenn dieser sich auch praktisch in die Rolle des Käufers versetzen kann, d.h. wenn er zahlungsfähig ist. Der Bedürfter ist nur interessant, wenn er sich als Abnehmer am Markt entpuppt.

Die Selbstverständlichkeit des Tauschens entspricht der Struktivität der demokratischen Zivilgesellschaft, jene geht freilich zusehends von Konstruktivität in die Destruktivität über. Der Tausch wird zum bürgerlichen Irtwitz, aber er funktioniert (noch). Die Gesellschaft realisiert sich durch ihn. „Alles wird verkäuflich und kaufbar. Die Zirkulation wird zur großen gesellschaftlichen Retorte, worin alles hineinfliegt, um als Geldkristall wieder herauszukommen.“³⁹⁾ Wenn die Apologeten von Kapital und Demokratie ihre Gesellschaft Marktwirtschaft nennen, dann mag das verkürzt sein, unrichtig ist es nicht. Es sollte jedenfalls einer domestizierten Linken überlassen bleiben, die an sich gute Marktwirtschaft von einem bösen Kapitalismus abzukoppeln, um sodann den Tausch, der eine zeitliche begrenzte Errungenschaft der zweiten Natur darstellt, gemeinsam mit den Liberalen als die zivilisatorische Errungenschaft überhaupt abzufeiern.

3. Distribution als Warenzirkulation

Der Austausch erscheint als elementare Brücke zwischen Produktion und Konsumtion, nicht bloß als eine spezifischen Variante. Damit die Menschen zu ihren Lebensmitteln kommen, müssen diese produziert, distribuiert und konsumiert werden. Man könnte das (mit aller Vorsicht) eherne Notwendigkeiten des menschlichen Daseins nennen. Jene müssen aber nicht getauscht werden. Der Tausch ist vielmehr gesellschaftlich aufgeherrscht, ein Zusatz, der aber mit ein zentrales Ferment bestimmter Gesellschaftsformationen werden sollte.

Die Verteilung ist nicht a priori ein Tausch, die Distribution nicht automatisch eine Warenzirkulation. Und so ist auch nicht der Markt die höchste Form der Distribution, wie der Katechismus des Kapitals stets behauptet, sondern bloß eine historisch begrenzte Phase. Was uns heute (und noch immer zunehmend) schwerfällt, ist, das Produkt sich überhaupt ohne den Markt vorzustellen. Das erscheint hinterwäldlerisch, läßt sofort denken an Subsistenz und harte Knochenarbeit, an Abschottung und an Einigelung.

Das Ziel der kapitalistischen Produktion ist nicht die Konsumtion, sondern die Zirkulation. Die Verhältnisse verkehren sich dadurch ganz **eigentlich**: Bücher erscheinen nicht als **Bücher**, sondern sie erscheinen, um das **Aggregat eines Verlages am Markt reussieren** zu lassen. **Nicht, ob eine Publikation aus inhaltlichen**

Gründen angeboten werden soll, wird in den Verlagshäusern gefragt (und wenn dann eher nebenbei, privatim), sondern ob sie verkaufbar ist. Desgleichen gilt für alle Waren. Ihre stoffliche Beschaffenheit hat mit ihrer Bestimmung am Markt nichts gemein, allerhöchstens ist sie subalternes Mittel dieser, niemals aber Zweck und Ziel.

Der Markt schiebt sich in der Warenwirtschaft zwischen Produktion und Konsumtion, erhebt sich scheinbar über sie zum Selbstzweck der Wertrealisierung, obwohl er doch ohne das sinnliche Gut, den Gebrauchswert, stoffliche Folge der Produktion wie begehrtes Objekt der Konsumtion, nicht existieren könnte. Sinn macht der Tausch freilich nur mit Gebrauchswerten, denen, unabhängig von ihrer Qualität und Sinnhaftigkeit, ihr Charakter als Gebrauchswert abgekauft wird. Denn vergessen wir nicht, was auf dem Markt getauscht wird. Nicht der Tauschwert wird auf den Markt getauscht, sondern der Gebrauchswert. Der Tauschwert bleibt dem Verkäufer erhalten, wird ihm gewöhnlich durch Geld abgegolten.

Von der stofflichen oder materiellen Seite her betrachtet, verdeutlicht die Marktwirtschaft nichts anderes als die Trennung der Menschen von ihren Produktions- und Konsumtionsmitteln. Sie sind nur über den Markt zugänglich. Eine Fetischierung des Produkts ist dort gegeben, wo der Konsum desselben einen quasi göttlichen Umweg über Geld, Tausch, Geschäft, Vertrag zu nehmen hat. Gesellschaftliche Erzeugnisse werden nicht gesellschaftlich verfügt und direkt angeeignet, sondern durchlaufen die Metamorphosen des Kapitals, bis sie konsumiert werden können.

Nehmen ist gleich Geben ist gleich Nehmen etc. Unter dem Dogma des Tauschwertes sind Produktenabgabe wie Produktenentnahme keine einfachen Akte, sondern gestalten sich unter der Kontrolle des Geschäfts. Das gilt auch analog für Dienstleistungen. Nur das Konkretum kann freiwillig sein, nicht die Form in der es sich vollzieht, nicht die Positionierung, von der aus es getätigt wird. Das Geschäft ist das Sakrament bürgerlichen Kommunikation. Seine Rechtsform ist der Vertrag. Ohne den Vertrag würden wir uns in dieser Welt des Geschäfts gar nicht vertragen können.

Die Menschen tauschen sich nicht freiwillig, sondern zwangsweise aus. „Die Unterwerfung der Menschheit unter die Wirtschaft hat ihnen nur die Freiheit zur Feindschaft gelassen“,⁴⁰⁾ schreibt Karl Kraus. Max Weber nannte Käufer und Verkäufer nicht Tauschpartner, sondern bezeichnete sie als „*Tauschgegner*“.⁴¹⁾ Der andere auf den Markt, das ist immer ein potentieller Widersacher. Die Existenz zwingt sie Geldbesitzer zu werden, um gesellschaftlich bestehen zu können. Ihr Denken muß danach ausgerichtet sein, Geld zu machen. Denn dieses ist erster

Mentor in der Gesellschaft, es verteilt Chancen wie kein anderes „Ding“. Wer es hat, hat. Wer es nicht hat, hat nichts.

Der *Tausch* als Imperativ des Kaufens und Verkaufens zwingt natürlich auch zur Konkurrenz, zum Kampf „Jeder gegen jeden“. Es gilt, (sich) teuer zu verkaufen und **billig einzukaufen**. Aber aufgepaßt: „Die Konkurrenz ist nicht der industrielle Wettstreit, sondern der kommerzielle.“⁴²⁾ Es geht nicht um das Besser-sein, sondern um das Besser-Verkaufen. Der Wettbewerb der Konkurrenz dreht sich nicht vorrangig um Qualität und Quantität der Gebrauchswerte, sondern um die Verwertung des Werts. Und die realisiert sich nur über den Verkauf. Es geht nicht um das gegenseitige Vorantreiben bestimmter Projekte zum allgemeinen Wohl, sondern um das blanke Reussieren am Markt. Der obligate Schutz von Geschäfts- und Betriebsgeheimnissen ist hier unbedingt vonnöten. Nicht Verbesserung und Verwohlfeilung des Gegenstandes oder einer Leistung ist also das Ziel – auch wenn es manchmal Mittel ist –, sondern die Optimierung des Absatzes. Kalkuliert will dieser sein; der materielle oder immaterielle Stoff interessiert ausschließlich unter diesem Gesichtspunkt. Während der industrielle Wettstreit ein spielerisches Weiterkommen darstellt, auf Erleichterung und Perfektionierung aus ist, will das Konkurrenzprinzip die höchstmögliche Profitrate erzielen. Was ein bedeutender Unterschied ist.

Das Konkurrenzprinzip ist auf Ausschließung, Zurückdrängung und Vernichtung des Gegenüber programmiert. „Im Wettbewerb geht es darum, die Konkurrenz nicht zu erhalten sondern sie los zu werden,“⁴³⁾ sagt der bekannte Spekulant George Soros. Der Markt hat eine eliminatorische Tendenz. Für sich sein, heißt gegen andere sein. Im Geschäft liegt die konzentrierte Gewalt der Verhältnisse. Lohnkampf und Preiskampf sind obligat, immer präsent, machen die Menschen zu Klassenfeinden und Tauschgegnern. Das bürgerliche Selbstbewußtsein (inklusive des einst beschworenen proletarischen Klassenbewußtseins!) kann vor diesem Hintergrund nichts anderes sein als die immanente Selbstbehauptung in Zwangsverhältnissen. Stets geht es ums Durchsetzen.

4. Metamorphosen des Bewußtseins

„Die Sphäre der Zirkulation oder des Warenaustauschs, innerhalb deren Schranken Kauf und Verkauf der Arbeitskraft sich bewegt, war in der Tat ein wahres Eden der angeborenen Menschenrechte. Was allein hier herrscht, ist Freiheit, Gleichheit, Eigentum und Bentham. Freiheit! Denn Käufer und Verkäufer einer Ware, z.B. der Arbeitskraft, sind nur durch ihren freien Willen bestimmt. Sie kontrahieren als freie, rechtlich ebenbürtige Personen. Der Kontrakt ist das Endresultat, worin sich ihre Willen einen gemeinsamen Rechtsausdruck geben. Gleich-

heit! Denn sie beziehen sich nur als Warenbesitzer aufeinander und tauschen Äquivalent für Äquivalent. Eigentum! Denn jeder verfügt nur über das Seine. Bentham! Denn jedem von den beiden ist es nur um sich zu tun. Die einzige Macht, die sie zusammen und in ein Verhältnis bringt, ist die ihres Eigennutzes, ihres Sonder Vorteils, ihrer Privatinteressen.⁴⁴⁾ Das Paradies der Menschenrechte ist der Terror der Ware.

Die bürgerliche Praxis der Waren- und Geldmonade veranstaltet sich als permanentes *Äquivalieren*. Es ist ihr Naturinstinkt, der selbstverständlich nicht Natur ist, sondern sich ihrem besonderen Wesen schuldet. Das begehrte Etwas erscheint nicht als krudes Ding, sondern als Ware im Kopf, die marktwirtschaftliche Bezüglichkeit ist nicht stofflich-sinnlich, sondern möchte, weil muß, eine wertgerechte sein. Äquivalieren ist also der kulturelle Modus, das Bewegungsgesetz kapitalistischer Läßigkeit. Der Tausch macht sicher, (sich) tauschen zu können. Er ist das Rückgrat bürgerlicher Selbstbestimmung und des angehängten Selbstbewußtseins, er bedeutet Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit. Das Können freilich ist ein Müssen. Willigkeit ist des Bürgers erste Pflicht, und seine Ideologen haben diese kurzerhand „freier Wille“ benannt.

Der Tausch erscheint als die freie Form menschlicher Kommunikation, weil die Tauscher weder verkaufen noch kaufen müssen, sondern wählen können. Die doppelte Freiwilligkeit ist jedoch Folge des Zwanges, sich in Wert zu setzen, um leben zu können. Der Wille ist ein Muß, seine Voraussetzung bedarf der Potenz des Könnens, die ja keine apriorische Eigenschaft darstellt. Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit sind als bürgerliche Ideen Produkte der Realisierungssphäre des Werts, d.h. der Zirkulation. Markt als Raum der Freiheit, Tausch als Akt der Gleichheit, Gerechtigkeit als zentrales Kriterium des Werts – sie alle sind aus der Entfaltung moderner Warenbeziehungen zu erklären, sie gehören diesem Kontinuum, und nur diesem, an. Demokratie meint Tausch: „Ich habe bei der Analyse der Warenzirkulation dargestellt, daß beim entwickelten Tauschhandel die *Austauschenden* sich stillschweigend als gleiche Personen und Eigentümer der resp. von ihnen auszutauschenden Güter anerkennen; sie tun das schon während sie einander ihre Güter anbieten und Handels miteinander einig werden.“⁴⁵⁾

Vor allem in den Grundrissen hat Marx solchen Überlegungen breiten Raum gewidmet: „Die Subjekte des Verhältnisses, die *Austauschenden*; in der selben Bestimmung gesetzt; die Gegenstände ihres Austauschs, Tauschwerte, *Äquivalente*, die nicht nur gleich sind, sondern ausdrücklich gleich sein sollen und als gleichgesetzt sind; endlich der Akt des Austauschs selbst, die Vermittlung, wodurch die Subjekte eben als *Austauschende*, *Gleiche*, und ihre Objekte als *Äquivalente*, *Gleiche*, gesetzt wer-

den. Die Äquivalente sind die Vergegenständlichung des einen Subjekts für andre; d.h., sie selbst sind gleich viel wert und bewähren sich im Akt des Austauschs als Gleichgeltende und zugleich als Gleichgültige gegeneinander. Die Subjekte sind im Austausch nur füreinander durch die Äquivalente als Gleichgeltende und bewähren sich als solche durch den Wechsel der Gegenständlichkeit, worin das eine für andre ist. Da sie nur so als Gleichgeltende als Besitzer von Äquivalenten und Bewährer dieser Äquivalenz im Austausch füreinander sind, sind sie als Gleichgeltende zugleich Gleichgültige gegeneinander; ihr sonstiger individueller Unterschied geht sie nichts an; sie sind gleichgültig gegen alle ihre sonstigen individuellen Eigenheiten.“⁴⁶⁾ Nicht nur die Waren werden im Tausch zu Äquivalenten, auch deren Besitzer, die Subjekte. Sie drücken sich durch und in ihren Waren aus. Detto umgekehrt. Der bürgerliche Mensch ist der gleichgültige Warenbesitzer.

Die Marktteilnehmer werden dazu angehalten, genaue Marktbeobachter zu sein. Es geht daher überhaupt nicht um den profanen Akt einer Aneignung bestimmter Güter, sondern um das *Abwägen*, *Bewerten*, *Einschätzen*. Das *Vergleichen* von Tauschwerten ist absolutes Gebot, das Vergleichen von Gebrauchswerten hingegen ist von untergeordneter Bedeutung. *Was kosten?* geht vor *Was das?* Quasi instinktiv werden ständig Bezüge hergestellt. Das *Benötigen* kann sich nur realisieren über das *Bezahlen*. Die Frage ist nicht: *Wo gibt es wann was?*, sondern *Wo gibt es wann was zu welchen Preisen?* Jede Präferenz kann am Preis scheitern. Das Kriterium der Entnahme ist nicht die *Vorhandenheit*, sondern die *Bezahlbarkeit*. Permanent muß der Käufer resp. der Verkäufer rechnen. Und wehe dem, der sich verrechnet. Diese Rechengänge fressen sicher Jahre des bürgerlichen Lebens einfach auf. Nicht nur in Berufen, die auf Rechengänge spezialisiert sind.

Diese Abstraktifizierung, die haben wir intus. Nicht umsonst hat die Hilfswissenschaft Mathematik eine so steile Karriere gemacht – in den Lehrplänen wie im Leben. Sie bringt alles auf das Maß ein- und desselben. Der Skala ihrer Werte soll sich nichts entziehen können. „Das Rätselhafte der Bestimmung durch die Zahl ist die Hauptsache“,⁴⁷⁾ schrieb bereits Hegel. „Die Zahl ist die toteste, begrifflose, gleichgültige, unentgegengesetzte Kontinuität.“⁴⁸⁾ Zentrale Frage heutigen Wirtschaftens ist stets „Was kostet das?“. Zumeist ist es daher auch gleich angeschrieben. Alles hat als Ziffer und Zahl zu erscheinen. Der Breitbandunterricht in Zahlenmetaphysik, der sich gerade in Weiterbildungskursen und Nachschulungen inflationiert, ist Bedingung des bürgerlichen Subjekts. Es muß nicht denken, aber es muß rechnen können. Kalkulation und Spekulation sind ihm charakteristisch. Nur sie machen es marktauglich. Es kann

sich nur auf dem Markt zurechtfinden, wenn es und wenn es sich rechnet. Im Tausch geht es um die kommerzielle Zurichtung der Individuen. Er ist die praktische Freiheit, in der frei nach Hegel, der freie Mensch seine Einsicht in die Notwendigkeit trainieren darf.

Erstes und oft einziges Kriterium beim Kaufen ist der aktuelle Preis. Wobei jedes Produkt und jede Leistung vom Nachfrager gleich einem Automaten auf den Wert hin überprüft wird. Er imaginiert sich einen Tauschwert, ermittelt in detektivischer Manier den aktuellen Marktwert und entscheidet sich (im Normalfall) für den günstigsten Marktpreis. Vorrangige Methode ist der Vergleich. Was uns schmecken will, muß uns etwas kosten, es muß uns – wie der Volksmund sagt – etwas wert sein. Ist das Ding seinen Preis wert, fragen wir stets. Eines der häufigsten Adjektive des gesunden Menschenverstands ist daher das Wörtchen „preiswert“, das ja nichts anderes aussagt, als daß der Käufer meint, daß beim Objekt seiner Begierde das Resultat der abstrakten gesellschaftlichen Arbeitssubstanz mit dem Preis auf dem Markt übereinstimmt. Gleichzeitig, und das ist dann auch seine Hintertücken, legt das Wort doch nahe, daß Waren auch über ihrem Wert verkauft werden. Daß also zu teuer verkauft, der Kunde somit geprellt wird. Was im Einzelfall schon stimmen mag, wird in seiner falschen Verallgemeinerung regressiv. In den seltensten Fällen handelt es sich um Preistreiberie, die unterschiedlichen Marktpreise resultieren vielmehr aus unterschiedlichen Bedingungen (Einkauf, Lagerung, Menge, Transport, Umlaufzeit), mit denen die Verkäufer ihrerseits kalkulieren müssen.

Ein Tisch ist ein Tisch und bleibt ein Tisch (zumindest auf bestimmte Zeit), auf dem man essen, trinken oder Karten spielen kann, ohne daß er gekauft und verkauft werden muß. Auf die Feststellung „Ich brauche einen Tisch“, fragt das bürgerliche Individuum nicht: Wo nehme ich ihn her?, sondern es fragt viel komplizierter: „Wo gibt es einen billig zu kaufen?“ „Wieviel Arbeitszeit ist der Tisch?“ Der sinnliche Gegenstand wird sofort als Arbeitsgallerte im Kopf des Nachfragers halluziniert.⁴⁹⁾ In unserem Denken, das praktischerweise seiner bürgerlichen Logik folgt, kann jeder Gegenstand Wertform annehmen, unabhängig davon, ob er als Ware produziert worden ist oder nicht.

Qualität und Quantität des Gebrauchswerts fungieren am Markt nicht als selbständige Größen, sondern stets in Beziehung zum Maß des Wertes, dem Preis. Und dies ist nicht nur auf die einzelne Ware bezogen, sondern auf das ganze Warenkontingent in Relation auf die verfügbare Tauschwertmasse. Das *einfache Wollen* ist stets beschränkt durch das *monetäre Können*. Die Frage ist nicht: Brauche ich einen Wintermantel?, sondern: Kann ich mir diesen in Zusammenhang mit anderen Fixkosten (Miete,

Lebensmittel, Stromrechnung etc.) und Neigungskosten überhaupt leisten. Noch dazu wollte ich gerade einen Tisch haben, also kaufen. Das führt dann oft zu völlig perversen Entscheidungen wie *Tisch oder Mantel?*, wo ich sie doch beide benötige. Pervers ist dieser Entscheidungszwang nicht a priori; wohl aber in einer gesellschaftlichen Konstellation, wo es nicht nur Tische und Mäntel in Überfülle gibt.

So entwickelt sich eine irre Situation, in der ich einerseits Mantel und Tisch brauche, andererseits genug Mäntel und Tische vorhanden sind, diese aber nicht zu mir finden können, da das nötige Kleingeld fehlt. Bedarf und Bedarfsdeckung sind materiell gegeben, können sich aber nicht erfüllen, weil die Hürde des Werts nicht genommen werden kann. Mit dem Bedürfnis allein kann man sich nämlich überhaupt nichts besorgen, so dringlich es auch ist. Die Zusammenführung von Bedarf und Vorhandenheit scheitert so an den fetischisierten Bedingungen der Transaktion. Der Weg durch das Nadelöhr der Zirkulation kann nicht gefunden werden.

Es entsteht so im Kapitalismus jenes eigentümliche Gefälle zwischen Produktion und Konsumtion. Die Produktion übersteigt die Konsumtion, sie übererfüllt sie, ohne sie allerdings zu sättigen. Überspitzt könnte man für den hochentwickelten Kapitalismus der nördlichen Zentren sagen: Es gibt von allem zuviel, wovon die Menschen zuwenig haben. Konsumtionsmöglichkeiten und Konsumtionsverwirklichungen gehen oft auseinander, wobei der Markt – heute entgegen seiner ursprünglichen Funktion des Zusammenbringens von Produkt und Verbraucher – diesen Zustand noch verschärft. Da der Markt im Durchschnitt kleiner ist als die Summe der Produkte, er nicht alles aufnehmen kann, was in der Produktion hergestellt wird, die Konsumtion aber bedürfte, wird jener zusehends zur Schallmauer zwischen Produktion und Konsumtion.

Das bürgerliche Subjekt kann sich zu seinen Aneignungen nicht unmittelbar verhalten, sondern transistorisch durch den Wert. Alles wird über seinen Bezug gelesen und berechnet. Während man beim Kauf über den Gebrauchswert eines Produkts weitgehend auf Vermutungen angewiesen ist (Wie lange hält es?, Verfügt es über die ausgewiesenen Qualitäten? Gibt es Ersatzteile?, Ist es umweltverträglich? etc.), ist der Preis ein unmittelbar fixer, dargestellter durch eine genaue Zahl. Das Abstrakteste (=Wert) erscheint als das Konkreteste (=Preis). Wenn an einer Ware unmittelbar irgendetwas stimmt, dann ist es der Preis. Er tritt an als die fixe Größe – wenngleich örtlich und zeitlich begrenzt. Beim bürgerlichen Produkt, der Ware, kann der bürgerliche Entnehmer, der Käufer also, sich (von einigen wenigen Garantierechten abgesehen) kaum kaprizieren auf

Qualität, Geschmack, Dauer, Brauchbarkeit eines erstandenen Artikels. Seine „Entscheidungsfreiheit“ besteht also nicht gegenüber den eigentlichen Sinnstiftungen eines Objekts, sondern gegenüber der sinnentleerten Preisauszeichnung. Da kann er nun wirklich freinach Gusto wählen. Soll dieses Gerät um 14 Euro gekauft werden oder jenes um 15 oder keines von beiden?

Fetischismus meint, daß die Menschen sich nicht direkt anerkennen, sondern eines Konstrukts bedürfen, um miteinander in Beziehung treten zu können. Die Akzeptanz der Menschen untereinander erfolgt so durch die ihnen objektiv aufoktroierten und subjektiv realisierten Formen wie eben Geld, Vertrag, Politik, Staat, Recht etc. Das *Du* ist somit kein direktes Du, sondern eine gesellschaftliche Position: Käufer, Verkäufer, Vertragspartner, Arbeiter, Unternehmer etc. Wir treten auf als die personifizierten Stellvertreter der Waren. Nicht: „Da hast du“ ist weiland angesagt, sondern „Ich hab’ da etwas, das du brauchst, wenn du mir dafür etwas gibst, was dem gleichwertig ist, dann kannst du es haben...“ So kompliziert einfach ist der Komplex der Zirkulation. Der Tausch, das ist das Phantasmagorische par excellence. Es ist sodann der vollendete Schleier des Geldes, der scheinbar alles in Wohlgefallen auflöst und Klarheit diktiert.

5. Tausch als Täuschung

Jedes Tauschen ist ein *Vertauschen*. *Tauschen* wie *Täuschen* gehen etymologisch zurück auf das mittelhochdeutsche *tuschen* bzw. *tüuschen*, was meint: „unwahr reden“, „lügenrisch versichern“. In seiner heutigen Bedeutung ist es erstmals im 15. Jahrhundert bezeugt. Und das ist auch richtig. Tauschen resp. täuschen meint doch: jenes soll für dieses stehen. Dieses soll gleich jenem gelten. Wenn jenes und dieses verschieden und doch gleich sind, dann ist tauschen und täuschen wirklich eins. Um Sachen tauschen zu können, müssen wir uns in den Dingen täuschen. Das Marktprinzip setzt auf Identität, wo keine ist. *Duo cum faciunt idem, non est idem*. Tauschen resp. Täuschen meint die Identität des Nichtidentischen. Im Geld kommt das dann in aller Kenntlichkeit zu sich. Alle Nichtidentischen sind an diesem identisch, weil an dieser generellen Identität meßbar.

Um tauschen zu können, täuscht man einmal Identitäten vor, die auf sinnlicher Ebene völliger Unsinn sind. 4 Tonnen Weizen sind nicht 240 Paar Schuhe oder 19 Computeranlagen. Ihre diskrete Eigenheit wird ihnen im indiskreten Tausch entzogen. In der Abrechnung werden sie auf der *Skala des Werts* gleichgemacht. „Jede Ware ist der andren gleich (oder vergleichbar) als Tauschwert (qualitativ: jede repräsentiert nur noch ein quantitatives Plus oder Minus des Tauscherts).“⁵⁰⁾ Jede Kaufhausrechnung bürgt

dafür und beweist dieses. Links steht für gewöhnlich das Produkt, rechts die Zahlenabstraktion des Preises. Wir sind damit so vertraut, ja daran so gewöhnt, daß es uns gar nicht mehr als etwas Besonderes auffällt.

Tausch als Täuschung beherbergt unterschiedliche Aspekte. Einmal meint sie die Täuschung durch die Abstraktion der Arbeit im Tausch. Ein andermal meint sie aber auch die Vortäuschung eines bestimmten Gebrauchswertes durch die ihm leibhaftige Werbung. Täuschung ist also das, was die ganze Ware prägt. Das profane Ding ist voll phantastischer Mucken: „Jeder sieht, was du scheinst, und nur wenige fühlen, was du bist.“⁵¹⁾

Wir selbst sind „geborene“ Täuscher. Was wir loswerden und anbringen wollen, wollen wir möglichst teuer bewerten, was wir kriegen und übernehmen wollen, wollen wir möglichst billig erstehen. Objektiv realisiert sich der Wert durch die Konkurrenz, subjektiv jedoch versuchen wir uns an seinen Schranken je nach Position nach oben oder unten zu lizitieren. Beim Feilschen geht es stets darum, wer besser täuscht. Was für einen Gegenstand gilt, gilt erst recht für den Hauptgegenstand, den Menschen. Besonders zynisch und demütigend geht es zu beim Verkauf der Ware Arbeitskraft. Die Frage „Wie stelle ich mich richtig vor“ gibt zu, daß eine adäquate wie obligate Vorstellung des Vorzustellenden nicht ausreicht, daß *Vorstellen* somit auch immer *Verstellen* bedeutet. Das Verstellen, die obligate Maskierung, ist also die notwendige, unhinterfragte und automatische Gedankenleistung des tauschenden Subjekts.

Jeder Tausch beherbergt Täuschungen. Vorstellung und Resultat können nie ganz übereinstimmen. Die Frage ist stets, inwieweit die Folgen von den Erwartungen abweichen. Die aktuelle These ist nun die, daß Erwartungshaltung und Qualität immer seltener zueinanderkommen. Der Mangel an Realität muß daher durch eine reichhaltige Fiktionalität der Kulturindustrie (Medienprodukte, Werbung, Mode...) zusätzlich ausgeglichen werden. Wir müssen partout glauben, was ganz einfach nicht mehr glaubhaft ist. Gebrauchswerte müssen daher nicht unbedingt funktional sein, sie müssen aber eine bestimmte Funktionalität suggerieren. Daher blüht auch das Simulationsgeschäft. Es ist heute ohne Zweifel möglich, Scheiße als Gold zu verkaufen. Was andauernd passiert.

Die Haltbarkeit der Produkte (oder bestimmter Details) muß tendenziell abnehmen, will die Verwertung sich nicht ad absurdum führen. Haltbarkeit ist eine ernsthafte Gegnerin der Wertrealisierung, daher ist den Produkten der begrenzte Lebenslauf eine inkorporale Eigenschaft. Sie entwickeln sich primär nicht anhand technischer Kriterien, sondern entlang der Verwertungsschiene. Was meint: die Produkte sind keineswegs auf der Höhe der Möglichkei-

ten, sondern bloß auf der Höhe ihrer Verwertbarkeit. Da der Wert des einzelnen Produkts tendenziell abnimmt, muß auch der Gebrauchswert einen schleißigeren Charakter aufweisen, will er diesen Fall bremsen. „Serienprodukte sind zum Sterben geboren“, ⁵² sagt Günther Anders, ihr „Fälligkeitstermin“ ⁵³ wird gleich mitgeliefert. Man denke hier nur an die Erfahrungen im Bereich von CD und CD-Player. Alles, was diese Technologie versprochen hat, hat sich nicht erfüllt: CDs hüpfen, kratzen und hängen wie die alten Schallplatten, und die CD-Geräte selbst haben eine äußerst bescheidene Lebensdauer. Kinderfest sind sie sowieso nicht. Fragilität zeichnet sie aus, die Ersetzung ist meist billiger als die Reparatur. Die heutigen Erzeugnisse werden zusehends auf ihr Ablaufdatum hin produziert. Man ärgert sich, aber man kauft nach, um sich in den gewohnten Konstellationen zu bewegen.

Was nun aber nicht meint, daß das Gebrauchswertversprechen überhaupt eine Illusion ist. Keineswegs. Diese Geräten verunglücken nicht an der Technik, sondern am Wert. Sie dürfen nicht, was sie können. Man kann daher auch nicht schlichtweg gegen das Handy ⁵⁴ oder die CD sein, man muß aber Gerät und Verwendung einer radikalen Kritik unterziehen, vor allem ob der gesellschaftlichen Konstellation, in der sie sich ausbreiten. Es ist geradezu der Schein der Möglichkeit, der die Kunden nicht zu Unrecht beeindruckt, doch diese Wahrheit hält der Wirklichkeit nicht stand, die mit ihr anderes vorhat und anstellt.

Ziel einer emanzipatorischen Gesellschaft müßte sein: Das Produzieren soll insgesamt kurz und wenig mühselig sein, das Produkt soll lang halten. Produktions- und Distributionszeit sind zu verkürzen, nicht jedoch die Konsumtionszeiten! In concreto: Ein CD-Player soll schneller und besser hergestellt werden können, aber sich langsamer verbrauchen. Das Objekt soll haltbar, die darauf abgespielten Tonträger hörbar sein. Das ist freilich ein völlig wirtschaftsfeindliches Denken.

Heute haben wir die umgekehrte Situation: Je qualifizierter ein Produkt sein könnte, desto mehr disqualifiziert es sich auf dem Markt. Wer braucht schon Autos, Glühbirnen und Strümpfe, die halten? Der Konsument vielleicht, aber doch nicht die Wirtschaft. Produkte, die nicht umzubringen sind, müssen regelrecht umgebracht werden, da sie ansonsten die Verwertungsmöglichkeiten ganzer Branchen unterminieren. Der Kapitalismus stellt also Produkte nicht nur falsch her, er stellt auch falsche Produkte her. Seine Potenz ist zerstörerisch, sie gebraucht Arbeit, die man nicht brauchen würde und sie zeitigt Folgen (Krankheiten, Müll etc.), die man nicht hätte. „Geschäftlich gesehen ist mithin das technische Manko des Veraltetseins, das heute jedem angebotenen und erworbenen Produkt anhängt,

kein Manko, sondern, da es ja sogar die Lebensbedingungen der Industrie darstellt, eine Tugend“, ⁵⁵ schrieb Anders bereits 1964.

6. Panoptikum der Reklame

Wie den Objekten, ergeht es auch dem Subjekt. Das bürgerliche Individuum steht unter dem Zwang, sich in Wert zu setzen, (sich) zu verkaufen, um kaufen zu können. Das bedingt natürlich unzählige und aufdringliche Spielarten der charakterlichen Maskierung, sei es Bluff oder Fassade, Mode oder Werbung. *Anbieten, Anpreisen, Anmachen* sind bürgerliche Formen der Selbstverstellung. Es geht wiederum um Täuschung im Sinne des Tauschs. Das Paradoxe ist: Der Werbung wird geglaubt, obwohl ihr eigentlich niemand glaubt. Sie spiegelt somit unseren Wunsch wieder, getäuscht werden zu wollen.

Wir sind dazu dimensioniert, *abzufahren*. Ganze Fiktionsregimenter und Imaginationsbataillone der Kulturindustrie sind darauf ausgerichtet, uns zu überführen. Diese Industrie ist natürlich keine im eigentlichen Sinne, sie stellt nichts *her*, aber sie stellt *dar* und sie stellt etwas *vor*. Sie ist die kapitalistische Simulationsmaschine, die stets unsere Eindrücke prägt. Ihr Ziel ist es, unreflektierte Vorgaben im bürgerlichen Individuum zu installieren, sich zu entfalten als *unauffällige Auffälligkeit*, der man sich – ohne blöd Fragen zu stellen – übergibt. Uns soll auffallen, was sie will, aber nicht, was sie ist. Die Auslieferung des Subjekts steht nicht zur Debatte oder Abstimmung, schon gar nicht in irgendeinem Parlament, sie findet ganz einfach statt. Das bürgerliche Individuum ist der Idiot der Ware. Sie herrscht, er folgt. Das gesellschaftliche Gesetz erscheint aber nicht als spezifischer Transmissionsriemen der Marktwirtschaft, sondern als allgemeingültige menschliche Daseinsform. Die Degradation des Menschen unter Ware und Werbung tritt auf als unwiderrufbares Faktum. *Id est! Basta!*

Werbung ist kein fremder Zusatz der Ware, sondern deren ureigenster Treibsatz. Sie gehört dazu, auch wenn sie in ihren Kindstagen meist eine untergeordnete und unbeholfene Rolle gespielt hat. Das ehemalige Beiwerk ist inzwischen allerdings eine, wenn nicht die Hauptstütze der Zirkulation geworden. Ohne sie wären die Waren nie und nimmer marktfähig. Werbung wird immer mehr zum zentralen Bestandskriterium der Kapitalakkumulation. Wo die Waren sich stauen (und es gibt nicht nur Butter- und Schweineberge in den Zentren des Kapitals), muß die Reklame stärker hervortreten und aggressiver werden. Sie muß an uns ran, uns einholen, in die Warenhäuser abführen, uns zwingen, sich entsprechend unserer finanziellen Möglichkeiten zu verhalten.

Warensignifikate haben fast alle Regionen des Körpers befallen und halten sie fortan besetzt. Ein Sportler ohne Werbeaufschriften ist

nackt, uns würde sofort etwas abgehen. Der Selbstläufer der Etiketten ist einer der letzten, aber bedeutendsten Zirkulationsviren, die der Markt jemals ausgesetzt hat. Sie erhalten uns am Fieber. Selbst für einen Normalsterblichen ist es heute fast unmöglich, einen Trainingsanzug aufzutreiben, von dem nicht ein große Werbeaufschrift ins Auge springt. Nicht als lebender *Adidas* oder *Nike* durch die Gegend zu joggen, das läuft nicht. Der Konsument wird so zum Gratisanzeiger der Werbeindustrie. Was sie ihm aufträgt, das er herumträgt.

Merke! ist das oberste Gebot der Marke. „Die Bewahrung unserer Markenidentität hat die oberste Priorität. Da wird es keinerlei Kompromisse geben“, ⁵⁶ sagt Dieter Zetsche, seinerseits Vertriebsvorstand der Daimler-Benz AG, Stuttgart. Das gilt vor allem auch nach dem Zusammengehen mit Chrysler. – Etablierte Artikel treten am Markt auf wie Signatarmächte des Kapitals. Ihr Etikett behauptet Etikette. Werbung ist die Apotheose der Ware.

Aktuelle Aufgabe der Kulturindustrie ist es, Werbung nicht mehr als Werbung, sondern als intransigente Selbstverständlichkeit zu vermitteln. Und tatsächlich: Je mehr die Reklame die Gesellschaft total in Beschlag nimmt, desto mehr wird sie auch als endgültige Invarianz des Daseins wahrgenommen. Alles Sonderbare an ihr soll verdrängt und somit der Kritik unzugänglich gemacht werden. Die beste Reklame kombiniert somit Aufdringlichkeit und Unkenntlichkeit zu einem leicht faßbaren Stimmungsbild, das weitgehend unreflektiert und unkommentiert bleibt. Penetranz darf nicht als Penetranz erscheinen.

Der unterbrochene Film, oder noch besser der mit Produkten direkt gekennzeichnete, oder noch viel besser der Parasitismus der Marken im Handlungsablauf – das alles sind logische Fortsetzungen der Anmache in Zeiten globalisierter Konkurrenz. Wer bestimmte Sendungen, vor allem Fernsehserien danach beobachtet, welche Signifikate sich nicht nur in der Widmung oder im Nachspann, sondern an zur Schau gestellten Körpern und Objekten finden, dem wird auffallen, was stets auffällt, ohne eigentlich aufzufallen. Damit Produkte als Waren zirkuliert werden können, müssen sie vorab zur richtigen Zeit am richtigen Ort ideell plaziert werden. Mehr als deren stoffliche Beschaffenheit, interessiert die nachhaltige Beeinflussung der potentiellen Käufer. Es geht darum, Multiplikationsmomente zu suchen, wo diese bisher ungenutzt blieben. Alle Bereiche des Leben werden tendenziell als okkupierbar betrachtet. Die kommerzielle Jagd nach den Köpfen ist andersrum natürlich eine Kopfgeldjagd, die entsprechende Prämien kennt. Ganze Sparten entwickeln sich an diesem Geschäftszweck.

Was sehenswert ist, kann kein Auge bestimmen. Das Gesehene bestimmt das Sehen, letzte-

res hängt an jenem. Ähnliches gilt auch für das Hören. Ob wir von *Wiesbauer* oder *Memphis*, *Atomic* oder *Telekom* etwas bemerken möchten oder nicht, entzieht sich völlig unseren eigenen Vorhaben. Darüber verfügen wir nicht, da sind wir optimal enteignet. Es geht nicht um das Wissen-Wollen, sondern um das Merken-Müssen. Wir sind die Zwangsbeliebten, die von der Reklame für sich Reklamierten. Und wir funktionieren. Ziel der Werbung ist es, die Wegschau- und Weghörmöglichkeiten stets zu minimieren, ja wenn möglich zu eliminieren. Daher will sie auch von den gesonderten Werbeblöcken und Anzeigeseiten rüber in die normalen Sendungen und Texte. Das garantiert nämlich die automatische Mitnahme der Botschaften. Werbung soll nicht als Werbung erkennbar sein, das Beworbene soll aber als solches eingesogen werden. Der Aufdringlichkeitsquotient soll gesteigert werden, mit ihm aber auch seine Subtilität. Eine ganze Branche ist auf Invasionskurs.

Kritik müßte sich nicht gegen eine bestimmte Werbung richten, sondern die allumfassende, bis in die letzten privaten Refugien vorgedrungene Reklame selbst zum Gegenstand der Erörterung machen. Werbefreiheit ist der Persilschein des Getäuscht-werden-dürfen. Werbung bedeutet stets so etwas wie eine *zugelassene Unwahrheit*. Sie kann von ihrer inneren Struktur her gar nicht seriös sein, sie gefällt sich in der maßlosen Propaganda der Ware. Reklame ist eine äußerst beschränkte Darstellungsform, sie reduziert einen Gegenstand oder ein Verhältnis auf ihre marktschreierische Sequenz. Sie kennt nur ein undifferenziertes und indiskretes *Pro*. „Unwahr reden“, „lügenrisch versichern“ – wir erinnern uns. In der Werbung kommt der Tausch als Täuschung zu seiner ideellen Kenntlichkeit. Die Überaffirmation ist der heilige Geist der Ware.

Reklame ist die Inversion der Gesellschaftskritik. Möglicherweise produziert die Gesellschaft tatsächlich so viel Werbung, wie sie umgekehrt Kritik nötig hätte. Werbung ist jedenfalls das Gegenteil von Kritik. Sie will blindes Begehren, nicht reflektiertes Aufbegehren. Werbung bedeutet nicht Information, sondern Formatierung. Sie ist Täuschung zum Tausch. Zirkulativer Treibsatz. Sie macht uns gierig auf Produkte, die nach uns gieren. Was wir wollen, das hat uns schon, egal ob wir es dann kriegen oder nicht. Sie fragt bei den Bedürfnissen nicht nach der Qualität, sondern orientiert sich am absetzbaren Quantum.

Die Dimensionen sprengen inzwischen die ursprünglichen Beziehungen. Das Verhältnis Produkt und Werbung schickt an, sich umzukehren. „Das Neue ist, daß die Werbung nicht mehr für den Markt arbeitet, sondern der triumphierende Markt für die Werbung. Der Markt bildet die Grundlage der Werbung, die sich darüber erhebt und das unübersichtliche

Gelände durchmißt und besetzt“,⁵⁷⁾ schreibt Serge Daney in seiner Analyse der Benetton-Plakate. Nicht die Waren suchen die Werbung, sondern die Werbung inszeniert sich an den Produkten. Ohne jene könnten diese gar nicht mehr bestehen. Auf den Märkten kann nur reusieren, was sich Rang und Namen verschafft, was meint: tief ins Bewußtsein oder besser: Unterbewußtsein der potentiellen Konsumenten eingedrungen ist. Eine nichtbeworbene Marke erscheint (vorausgesetzt sie fällt überhaupt noch auf) als Exotikum: Nur was schreit, ist! Der Markt kennt keine Bedächtigkeit, er ist der sich stets beschleunigende Fluß von Eindrücken, die uns überfallen, ob wir es wünschen oder nicht.

Endgültig hat sich die Werbung dort vollendet, wo konkreten Gegenstände (Hosen, Krawatten, Autos) als abstrakte Markennamen auftreten. „Hast Du ein Tempo?“ fragte mich Jutta A. Metzger, und ich hatte zwar eines, wußte aber nicht, was sie meinte, da sich in Österreich dieser spezifische Markenname (noch) nicht als Inbegriff für das Taschentuch durchgesetzt hatte. Ansonsten wäre uns das auch gar nicht mehr aufgefallen. Die Marke will zum Vorgesetzten des Produkts werden. Geschmack manifestiert sich nicht in einer singulären Begründung, sondern an den Etiketten, die der Käufer sich hat leisten müssen. Früchte, die man nicht mehr an ihrem Geschmack erkennt, sondern an irgendeinem aufgeklebten Code, sind keine Seltenheit mehr. Im verselbständigten Markenfetischismus ist die Fiktion wichtiger als der Stoff. Von Bedeutung ist nicht mehr, was das ist, sondern, was da draufsteht, wie es eingepackt ist, wie es rüberkommt, ob es *chic* oder *in* oder *up to date* ist. Die kulturindustriellen Simulationsbranchen boomen.

Die Zeiten, wo man Hosen, Jacken und Schuhe trug, sind vorbei. Heute kleidet man sich in *Levis*, *Benetton*, *Joop*, *Adidas* oder *Nike*. Die Artikel sichern Auffälligkeit und Konformität zugleich. Die tatsächliche Zugehörigkeit ist nur erreichbar durch die selbstverständliche Hörigkeit. *Fan* nennt sich das. Der Fan ist der Prototyp des seriell hergestellten Bezugssubjektes. Kaum von einem Produkt angefallen, verfällt er ihm gläubig und liefert sich ihm mehr oder weniger aus. Er drückt sich nicht mehr an seinen Gegenständen aus, sondern die Waren zeichnen sich an ihm ab. Er ist ihr Abziehbild. Als Anhänger ist er ihr Anhängsel. Das bürgerliche Subjekt degradiert zum stets bejahenden Knecht seiner gesellschaftlichen Erzeugnisse. Mania ist das Ziel.

Die allerletzte Zuspitzung der Täuschung ist die *Fälschung*. Zurecht spricht man heute von einer regelrechten Konjunktur derselben. Ziel der Fälschung ist nichts anderes als die doppelte Simulation. Simuliert die Marke ein besseres Produkt, so simuliert die Fälschung den Mar-

kennamen. Ziel ist der schnelle Gewinn. Es geht darum, abzucashen. Die Fälschung ist freilich nur die logische Konsequenz von Tausch und Werbung. Sie tut auf einer verbotenen Ebene etwas, was diese legal aufführen. Wobei die Gebrauchswertseite des stofflichen Produkts gar nicht schlechter sein muß als seine Vorlage, wenngleich die Fälschung der Marke auch mit der Fälschung des Gebrauchswerts einhergehen kann. Das Imitat macht seinen Werbenachteil dadurch wett, daß es kalt-schnäuzig einen falschen Titel behauptet.

„Der Name einer Sache ist ihrer Natur ganz äußerlich. Ich weiß nichts vom Menschen, wenn ich weiß, daß ein Mensch *Jacobus* heißt“,⁵⁸⁾ konnte Karl Marx vor mehr als hundert Jahren noch schreiben. Die offensichtliche Plausibilität dieses Arguments wurde inzwischen aber völlig ad absurdum geführt. *Jacobus* steht also für mehr als für einen bloßen Namen. Im Gegenteil: *Nomen est omen*. Mehr als im Produkt erkennt sich das bürgerliche Individuum in dessen Bezeichnungen, in der reinen Symbolik wieder. *Levis* geht vor *Hose*, *Manner* vor *Schnitten*, *Tempo* vor *Taschentuch*. Ein Kind ohne Markenjean und Markenschuhe ist kein Kind dieser Zeit, sondern ein Exotikum, das möglicherweise in Schwierigkeiten gerät, weil es nicht gehörig tätowiert ist. Marke meint Merke! Wer nicht entsprechend markiert ist, fällt auf, aber nicht positiv.

Wie weit der Marken-Wahn heute schon so gediehen ist, zeigt die Flut von Publikationen, die nun das *Ich* als Markenprodukt anpreisen. „Werden Sie zur Markenpersönlichkeit“ lautet die Überschrift eines Inserats für das Buch „Ihr ICH als unverwechselbare Marke“.⁵⁹⁾ Im Anzeigentext heißt es: „Unsummen werden ausgegeben, um Firmen, Institutionen und Gemeinden unverwechselbares Profil zu geben und sie als Marke zu etablieren“, weiß der PR-Berater Dr. Manfred Greisinger, der bislang sämtliche Bereiche der Öffentlichkeitsarbeit, von Presseaussendungen über Broschüren, Seminaren bis hin zu Events und Sponsoring abwickelt. Mit seinem neuen Buch „Ihr ICH als unverwechselbare Marke“ lenkt er das Augenmerk von den Public Relations hin zu den von ihm im Buch vorgestellten „Personal Relations“: „Für jeden Menschen gilt als Sinn seines „Unternehmens Leben“, sich zur Markenpersönlichkeit zu veredeln, die für Werte, Haltungen und Visionen steht“, so der Autor von 10 Büchern; „jeder kann sich zum eigenen PR-Manager entwickeln, indem er sich in den Mittelpunkt von Beziehungsnetzwerken stellt.“ Greisinger läßt in den 176 Seiten auch Markenmenschen von Androsch, Bubendorfer, Klausnitzer, über Russwurm, Stemberger, Tegetthoff, Thurnher, Turrini bis zu Weidinger, Woltron und Zilk zu Wort kommen. Wenn wir Palmers, Red Bull oder Waldviertel hören,

dann verbinden wir damit eindeutige Attribute. Nicht anders ist es mit den Namen Lauda, Kirchschräger oder Hundertwasser. Sie alle sind Originale, die etwas Unverwechselbares, Einzigartiges repräsentieren. Deren Authentizität macht sie glaubwürdig. Manfred Greisinger behandelt in seinem Buch Möglichkeiten von persönlicher Öffentlichkeitsarbeit, die jeden Menschen auf seinem individuellen Weg zur Marke begleiten: Das Buch ist als Plädoyer für den aufrechten Gang zu verstehen; es soll Mut zum eigenen Stil und zur Realisierung eigener Ideen machen.⁶⁰ Der ganze marktwirtschaftliche Sermon der Unverwechselbarkeit ist ein Imperativ der Formatierung durch absonderliche Ausstaffierung. Alle dürfen verschieden sein, aber alle müssen sich verkaufen können.

Worum es also immer geht, das ist die Simulation, die Inszenierung eines Rollendaseins. Und das auf allen Gebieten. Das Goethesche Diktum „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“,⁶¹ ist fast schon von antiker Rührseligkeit. Die Anstrengung, ein Produkt (oder eine Dienstleistung) zu vermarkten, ist inzwischen um vieles größer als dieselben herzustellen. Unzweifelhaft ist die Wirtschaft gezwungen, mehr Geld für die Marktforschung als für die Produktforschung auszugeben. Sogar der politische Sektor ist in den letzten Jahren vollends diesem Wahn der Zeit verfallen. Und auch das Individuum, die sich selbst gehörende Arbeit- und Geldmonade, hat sich um eine marktgerechte Erscheinungsweise zu kümmern, egal wie es ihm dabei geht. Dominierte einst die Ware die Werbung, so wird nun zusehends alle Ware bloß zum Beiwerk des Marketing.

Resümee: Werbung steigert den Täuschungskoeffizienten im Tausch. Die Konsumenten werden nicht als *Gebraucher*, sondern lediglich als *Verbraucher* angesehen, als Durchlaufreaktoren der Waren. In der Täuschung findet der Tausch zu seiner letzten Wahrheit. *Enttäuschung* wäre somit – wird sie nicht resignativ verstanden – ein Ansatz praktischer Widerständigkeit. Heute fungiert sie allerdings meist als Wiederholungszwang. Die herkömmliche Enttäuschung begreift nicht, sie erstickt sich selbst im Schuldkomplex. Einerseits weil sie als singuläre empfunden wird, man hält sich aufgrund fehlender Marktauglichkeit für einen Versager, oder aber man projiziert sie nach außen, punziert eine bestimmte Gruppe, die einem angeblich den Marktzugang erschwert. Wer hier an das Feindbild ‚Ausländer‘ denkt, denkt nicht falsch.

Dort, wo Einwände gegen das Tauschen im Tauschen auftreten, tragen sie meist konkurrenzistische Züge, die sich allzugern in den Rassismus steigern. Nicht das Tauschen sei in seiner Bestimmung ein Tauschen, sondern bestimmte Tauscher seien Tauscher.⁶² Da geht es dann gegen Spekulanten und Wucherer. Wer

hier an das Feindbild ‚Juden‘ denkt, denkt auch nicht falsch. So beschaffene Tausch, kritik' muß die Beseitigung, ja in ihrer letzten Konsequenz die Ausmerzung der Tauscher einfordern, um den Tausch zu retten. Nicht das Heilige wird angegriffen, sondern dessen vermeintliche Besudler.

Was die Bürger zurecht vermuten, daß das Tauschen (auch) ein Tauschen sein könnte, personifizieren sie – anstatt gleich einmal an sich selbst zu denken – nach außen. Da wird so getan als sei Täuschung nicht eine prinzipielle Komponente des Tausches, sondern eine widernatürliche und widerliche Versündigung gegen ihn. Folge: Charaktermasken lassen Charaktermasken, auch weil sie sich selbst nicht als solche wahrnehmen können. Nicht allgemeine Demaskierung steht an, sondern die selektive Wahrnehmung dieses Maskencharakters bei einem bestimmten Anderen läßt aufhorchen und fürchten. Ausländerfeindlichkeit und Antisemitismus sind zwei verwandte Formen eines verrückten Antikapitalismus, wie er dem gesunden Menschenverstand in all seiner Gemeinheit freilich eigen ist. Deren Träger müssen dazu nicht verführt werden, solcherlei Ressentiments sind dem bürgerlichen Individuum immanent, ergeben sich urwüchsig aus der Konkurrenz und sind heutzutage nur durch disziplinierte Reflexion überhaupt zu suspendieren. Das Schlimme ist also nicht, daß die Hetzer sich inadäquat verhalten, sondern im Gegenteil: daß sie sich entsprechend aufführen.

7. Geben und Nehmen

Das Tauschprinzip bewegte sich ursprünglich auf der stofflichen Knappheit der Güter. Wollte der soziale Stoffwechsel sich über Raub und Beute erheben, dann mußte er sich reglementieren. Es war der Bezug auf die jeweils den Gegenständen beigebrachte Tätigkeit, die Tausch, Ware und Wert entstehen ließ. Tauschen ist ein spezifisches Geben durch Nehmen und Nehmen durch Geben im Zeichen des Mangels. Diese eine Form hat sich durchgesetzt. Geben und Nehmen können nicht alleine bestehen, zu sich kommen, sondern müssen sich eben tauschen, was meint strikt aneinanderbinden.

Was aber auch folgendes bedeuten könnte: Gäbe es genug, dann gäbe es nichts zu kaufen und zu verkaufen, sondern alles (bis auf wenige Mangelprodukte) würde einfach gegeben und genommen werden. Die Menschheit würde sich in ihren Produkten und Leistungen schenken. Das Geben wäre kein Hergeben, sondern ein Hingeben, das Nehmen kein Wegnehmen, sondern ein Auf- und Zunehmen.

Daß *gegeben* und *genommen* werden muß, ist selbstverständlich, es ist eine platte und profane Bestimmung menschlichen Lebens. Es wird gegeben und genommen werden. Aber es soll

nicht genommen werden, weil gegeben wird und umgekehrt. Geben und Nehmen sind aus ihrer gegenseitigen Aneinanderkettung zu befreien. Identität liegt in der Veränderung, in der Nichtidentität derselben. Was ansteht, das ist der Schritt von der negativen Vergesellschaftung, der *abstrakten allgemeinen Arbeit*, hin zu einer positiven Vergesellschaftung durch *konkrete Tätigkeiten*, die danach fragen, was gewünscht wird und dementsprechend handeln. Das Bedürfnis gestaltete sich demnach jenseits einer heute allgegenwärtigen (wenn auch immer schwieriger zu bewerkstellenden) In-Wert-Setzung, sie ist eine einfach bestimmte Anforderung, nicht eine doppelt kodifizierte Angelegenheit. Der Wert hätte selbstredend als Prinzip ausgedient.

Wenn der Tausch mit dem Wert verfällt, heißt das aber nicht, daß alles sich in Wohlgefallen auflösen wird. Im Gegenteil, es ist zu befürchten, daß die nun losgelassenen Segmente sich als Gewaltpole verselbständigen, es geradezu zu einem Schub an gesellschaftlicher Destruktivität und Gewalt kommt. Die negative Auflösung des Tausches ist die Beute. Ist die Ausbeutung (Mehrwertaneignung) eine geregelte Form der Kapitalherrschaft, so die Beute dessen gelungene Deregulierung, die sich an kein Wertgesetz und keine staatliche Vorschrift mehr halten kann. Vom Rechtsstaat führt ein Weg direkt in das Bandenwesen. Vom Gewaltmonopol direkt zu den vielen Gewaltpolen. Dabei handelt es sich jedoch um kein prämodernes Begleitphänomen, das man halt wieder einmal eine bestimmte Frist als Nebenerscheinung mitschleppen muß, sondern es könnte sich durchaus als postmodernen Hauptform entpuppen.

Die freie Assoziation hingegen ginge in ungefähr so: „Das Gesamtprodukt des Vereins ist ein gesellschaftliches Produkt. Ein Teil dieses Produkts dient wieder als Produktionsmittel. Er bleibt gesellschaftlich. Aber ein anderer Teil wird als Lebensmittel von den Vereinsmitgliedern verzehrt. Er muß daher unter sie verteilt werden. Die Art dieser Verteilung wird wechseln mit der besondern Art des gesellschaftlichen Produktionsorganismus selbst und der entsprechenden geschichtlichen Entwicklungshöhe der Produzenten.“⁶³ Bert Brecht hatte schon recht, als er über den Kommunismus meinte: „Er ist das Einfache / Das schwer zu machen ist.“⁶⁴

Wovon es auf jeden Fall Abschied zu nehmen gilt, das ist die Rekonstruktion eines freien und gerechten Tausches gegenüber dem tatsächlichen. Dieser Fehler unterläuft niemand geringeren als Theodor W. Adorno. Völlig richtig stellt er fest: „Das Tauschprinzip, die Reduktion menschlicher Arbeit auf den abstrakten Allgemeinbegriff der durchschnittlichen Arbeitszeit, ist unverwandelt mit dem Identifikationsprinzip. Am Tausch hat es sein gesellschaftliches Modell, und

es wäre nicht ohne es; durch ihn werden nicht-identische Einzelwesen und Leistungen kommensurabel, identisch. Die Ausbreitung des Prinzips verhält die ganze Welt zum Identischen, zur Totalität.“⁶⁵⁾

Doch Adorno zieht falsche Schlüsse, ja er restituiert sogar den Tausch nach ebendieser herben Kritik: „Kritik am Tauschprinzip als dem identifizierenden des Denkens will, daß das Ideal freien und gerechten Tauschs, bis heute bloß Vorwand, verwirklicht werde. Das allein transzendiert den Tausch. (...) Würde keinem Menschen mehr ein Teil seiner lebendigen Arbeit vorenthalten, so wäre rationale Identität erreicht, und die Gesellschaft wäre über das identifizierende Denken hinaus.“⁶⁶⁾ „In einer richtigen Gesellschaft jedoch würde der Tausch nicht nur abgeschafft, sondern erfüllt: keinem würde der Ertrag seiner Arbeit verkürzt.“⁶⁷⁾

Nicht Wertkritik ist hier das Anliegen, sondern Mehrwertkritik. Es handelt sich bei diesen Zitaten um die unausgegorenen und schwächsten Stellen der „Negativen Dialektik“. Es ist das Lassalleanische Fieber, das Adorno hier erwischte hat. Adorno fällt hier weit hinter Marxens „Kritik des Gothaer Programms“ von 1875 zurück, er erinnert stark an Lassalles „unverkürzten Arbeitsertrag“, den Marx schon in seiner Kritik des Gothaer Programms ausführlich verspottete.⁶⁸⁾ Marx hielt in derselben Schrift eindeutig fest: „Innerhalb der genossenschaftlichen, auf Gemeingut an den Produktionsmitteln gegründeten Gesellschaft tauschen die Produzenten ihre Produkte nicht aus; ebensowenig erscheint hier die auf Produkte verwandte Arbeit als Wert dieser Produkte, als eine von ihnen besessene sachliche Eigenschaft, da jetzt, im Gegensatz zur kapitalistischen Gesellschaft, die individuellen Arbeiten nicht mehr auf einem Umweg, sondern unmittelbar als Bestandteile der Gesamtarbeit existieren.“⁶⁹⁾ Es gilt: „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedcm nach seinen Bedürfnissen!“⁷⁰⁾

Worum es in einer zukünftigen Gesellschaft geht, das ist die Aufhebung der Zirkulation als eigenständiger Sphäre. Ihre Rücknahme in eine profane und sinnliche Distribution von Gütern: „Die tatsächliche Abschaffung der Zirkulation müßte logischerweise identisch sein mit der Abschaffung des Geldes und der Institutionen des Marktes überhaupt.“⁷¹⁾ (Kurz)

Nehmen wird jedenfalls nicht verstanden als die individuelle „occupatio“, als eine eigenmächtige Aneignung, sondern als ein Aufnehmen und Annehmen vorhandener ausreichender Möglichkeiten. Gesellschaftlicher Reichtum in Form bestellbarer Güter- und Leistungsfülle ist Voraussetzung und Bedingung des Kommunismus. Hier gilt es übrigens nach wie vor, sich von ökologistischen Romantizismen abzugrenzen, etwa von Otto Ullrich, der

allen Ernstes schreibt: „Es gibt keine untere Grenze der Produktivkraftentwicklung, die den Sozialismus unmöglich macht, sondern eine obere Grenze.“⁷²⁾ Und daher fordert, daß es für den Menschen unerläßlich sei, „die technische Seite seines Vermögens zu verkleinern: er muß die „Dimensionen“ des von ihm „Gemachten“ verringern.“⁷³⁾ Es gilt, die Dimensionen zu bestimmen, nicht irgendwelche Größen zu verordnen. Die menschliche Dimension im Singular, die gibt es schlichtweg nicht, was es gibt, sind adäquate menschliche Dimensionierungen im Plural. Das Zeitalter wirklicher Entscheidungen, das steht erst bevor.

Was wir wollen, ist nicht eine Beschränkung des Stoffwechsels, sondern eine Reduzierung desselben auf konkrete Beziehungen: jedem nach seinen Bedürfnissen heißt dann, daß ich bekomme ohne etwas Äquivalentes dafür anbieten zu müssen. Schuhe stehen mir zu, ohne daß ich eine bestimmte Menge von Artikel publiziere. Der Umweg über die Abstraktifizierung von Arbeit wird also verschwinden.

Es geht um eine Kultur des ungezwungenen und unbedingten *Geben und Nehmen*. Mit dem Zwang zu Tausch und Geld fällt aber auch die *Willigkeit*. Dort wo etwas selbstverständlich ist, braucht es keine gesonderte *Freiwilligkeit* zu geben. Das Herstellen, Weiterreichen und Bekommen von Gütern wird sich also in formloser Form bewerkstelligen. Das Hin und Her hat für sich keine spezifische Zweckbestimmung mehr.

Anmerkungen

- 1 Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, Buch V, Stuttgart 1969, S. 135. [1133b 14 - 1134a 2]. Auf die spezifischen Übersetzungsprobleme aus dem Altgriechischen kann hier nicht eingegangen werden.
- 2 Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und Ursachen* (1775/76), München 1978, S. 16. Ausdrücklich zustimmend zu dieser Passage äußert sich auch Hannah Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben* (1958), München 1981, S. 147.
- 3 Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen*, S. 23.
- 4 Vgl. Franz Schandl, *ENTWICKLUNG*; in: Siegfried Grubitzsch/Klaus Weber (Hg.), *Psychologische Grundbegriffe. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg 1988, S. 123.
- 5 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie* (1922), Tübingen 1972, S. 382.
- 6 Marcel Mauss, *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften* (1950), Frankfurt am Main 1990.
- 7 Ebenda, S. 17.
- 8 Das trifft auch auf die Übersetzungen des eingangs zitierten Havamal aus der Älteren Edda

zu. Vgl.: ebenda, S. 15-17.

- 9 Was Mauss auch selbst an einigen Stellen zugibt: Vgl. ebenda, S. 76 bzw. 167.
- 10 Ebenda, S. 19.
- 11 Ebenda.
- 12 Ebenda, S. 166.
- 13 Ebenda.
- 14 Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes* (1917), München 1972, S. 1161.
- 15 Ebenda, S. 1164.
- 16 Marcel Mauss, *Die Gabe*, S. 20.
- 17 Ebenda, S. 162.
- 18 Moses I. Finley, *Die antike Wirtschaft*, München 1977, S. 14.
- 19 Ebenda, S. 12.
- 20 Ebenda, S. 13.
- 21 Ebenda, S. 12.
- 22 Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie* (1857/58), MEW, Bd. 42, S. 768.
- 23 Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Zweiter Band* (1885), MEW, Bd. 24, S. 39.
- 24 Marcel Mauss, *Die Gabe*, S. 70.
- 25 Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band* (1867), MEW, Bd. 23, S. 100.
- 26 Ebenda, S. 88.
- 27 Ebenda, S. 101.
- 28 Dies legt etwa Marcel Mauss nahe. Vgl. ders.; *Die Gabe*, S. 34.
- 29 Ernst Lohoff, *Zur Kernphysik des bürgerlichen Individuums*, *Krisis* 13 (1993), S. 130.
- 30 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 192.
- 31 William Shakespeare (in der Übersetzung von Erich Fried), *Timon von Athen*, Act IV, Scene 3; Band 3, Berlin 1989, S. 345.
- 32 Karl Marx, *Das Kapital. Erster Band*, S. 105.
- 33 Robert Kurz, *Die verlorene Ehre der Arbeit. Produzentensozialismus als logische Unmöglichkeit*, *Krisis* 10 (1991), S. 39.
- 34 Karl Marx, *Das Kapital. Erster Band*, S. 180.
- 35 Ebenda, S. 123.
- 36 Ebenda, S. 258.
- 37 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 382.
- 38 Ebenda, S. 383.
- 39 Karl Marx, *Das Kapital. Erster Band*, S. 145.
- 40 Karl Kraus, *Die Fackel*, Nr. 404, Dezember 1914, S. 8.
- 41 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 382.
- 42 Karl Marx, *Das Elend der Philosophie* (1847), MEW, Bd. 4, S. 159.
- 43 George Soros, „Selbstregulierung des Marktes“ ist ein gefährlicher Mythos, *Der Standard*, 24. Dezember 1997, S. 31.
- 44 Karl Marx, *Das Kapital. Erster Band*, S. 189-190.
- 45 Karl Marx, [Randglossen zu Adolph Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie“] (1879/80), MEW, Bd. 19, S. 377.
- 46 Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, S. 167-168.
- 47 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Vorlesungen*

über die Philosophie der Geschichte I (1817),
Werke 18, Frankfurt am Main 1986, S. 237.

48 Ebenda.

49 Vgl. Karl Marx, Grundrisse zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 78.

50 Karl Marx, Grundrisse zur Kritik der politischen Ökonomie, S. 85.

51 Niccolò Machiavelli, Der Fürst (1532), XVIII. Kapitel, Stuttgart 1978, S. 74.

52 Günther Anders, Die Antiquiertheit des Menschen. Band II: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution, München 1980, S. 38.

53 Ebenda.

54 Zur Kritik des Handys siehe: Franz Schandl, Sie haben keines? Sie brauchen eines!, Die Presse, 10./11. Mai 1997, Spectrum, S. I-II.

55 Günther Anders, Rede über die drei Weltkriege (1964); in: ders., Hiroshima ist überall, München 1982, S. 375.

56 Süddeutsche Zeitung, 2.-4. Oktober 1998, S. 24.

57 Serge Daney in der Liberation vom 1. 10. 1991; hier zit. nach: Maurizio Lazzarato, Kapitalismus des Produkts. Strategien der politischen Unternehmer Benetton und Berlusconi, Die Beute, Sommer 1995, S. 48.

58 Karl Marx, Das Kapital, Erster Band, S. 115.

59 Manfred Greisinger, Ihr ICH als unverwechselbare Marke, Edition Stoareich 1999.

60 Der Waldviertler, Woche 6, Februar 1999, S. 20.

61 Johann Wolfgang von Goethe, Faust. Der Tragödie erster Teil, Vers 940 (1806), Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Band 3, München 1998, S. 36.

62 Vgl. dazu auch: Theodor W. Adorno, Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute (1962), Gesammelte Schriften 20.1., Frankfurt am Main 1997, S. 370.

63 Karl Marx, Das Kapital. Erster Band, S. 93.

64 Bertolt Brecht, Lob des Kommunismus, Gesammelte Werke 9, Frankfurt am Main 1967, S. 463.

65 Theodor W. Adorno, Negative Dialektik (1966), Frankfurt am Main 1992, S. 149.

66 Ebenda, S. 150.

67 Ebenda, S. 291.

68 Karl Marx, Kritik des Gothaer Programms (1875), MEW, Bd. 19, S. 18ff.

69 Ebenda, S. 19-20.

70 Ebenda, S. 21.

71 Robert Kurz, der Kollaps der Modernisierung. Vom Zusammenbruch des Kasernensozialismus zur Krise der Weltökonomie, Frankfurt am Main 1991, S. 78.

72 Otto Ullrich, Weltniveau. In der Sackgasse des Industriesystems, Berlin (West) 1979, S. 102.

73 Otto Ullrich, Technik und Herrschaft. Vom Hand-Werk zur verdinglichten Blockstruktur industrieller Produktion, Frankfurt am Main 1979, S. 461.

Jörg Haider und der Kleine Mann

ZUR QUINTESSENZ EINES DUMMEN BEGRIFFS

von Franz Schandl

Ein von Jörg Haider (aber nicht nur von ihm) beliebtes und oft verwendetes Feindbild richtet sich gegen die vermeintlich Mächtigen in diesem Land, gegen die es aufzubeghehen gilt. Es geht davon aus, daß es sich „Die-da-oben“ stets richten können und die sogenannten *kleinen Leute* – die im Singular nicht zufällig geschlechtsspezifisch als der *kleine Mann* auftreten – die einzig Drangsalieren sind. Oben und Unten werden nicht als Ganzes, sondern als relativ abgeschlossene Bereiche codiert.

Derweil: Das Oben ist das Oben des Unten. Der Dualismus ist nur ein scheinbarer, so kräftig er auch erscheint. Niemand kann sich von dieser Allgemeinheit ausnehmen, das Verhalten als Warensujet ist allen gesellschaftlichen Positionen eigen – ohne Ausnahme. Die Positionierung ist freilich für das jeweilige Individuum von großer Bedeutung. Das Erleben dieser Konkurrenz ist oben und unten von anderen Folgen und Aussichten begleitet. Die Unteren duellieren sich primär am Arbeitsmarkt, seltener schon am Warenmarkt und fast kaum am Kapitalmarkt (auch wenn Spar- und Kreditformen oder auch Pensionsfonds und Versicherungen dies relativieren). Diese Differenz wird von den Trägern als durchaus gravierend empfunden, sie ist dennoch keine substantielle.

Darstellung und Selbstdarstellung der gesellschaftlich ungünstiger Positionierten als „kleine Leute“ ist jedenfalls demütigend und demotivierend. Darin liegt – auch wenn man sich positiv auf diese Menschen beziehen möchte – eine Entwürdigung konkreter Individuen mittels der Sprache, eine Akzeptanz der gesellschaftlichen Be- und Entwertung, der nun bestenfalls mit einer moralisch-mitleidigen Tour begegnet werden soll. Die Klein- und Niedergemachten sollen nicht gegen die Zustände revoltieren, sondern geben beliebige Mißstände. Vor allem sollen sie eines nicht: sich selbst reflektieren und kritisieren. Nur zu kurz gekommen seien sie, grundsätzlich sei alles in Ordnung. Und auch sie seien schwer in Ordnung, wird ihnen allseits zugeredet. In selbstdegradierender Positivsetzung ihrer Existenz haben sie sodann um Erträglichkeit zu bitten. Dazu bieten sich unterschiedlichste Führer, sogenannte Rächer der Enterbten, an. Nicht nur rechte übrigens.

Es ist gerade der *kleine Mann*, dem sich der große Führer andient und vorsetzt. Er versteht es dessen Ängste und Wünsche zu bündeln. Er fungiert aber nicht als Erzeuger, sondern bloß

als Erreger und Verstärker ebendieser. Er realisiert ihre spezifische Lage, nimmt die Leute, wie sie sind. Er verzichtet geradezu darauf, sie zu verändern (so wollte es zumindest bisher der christlich-sozialistische Anspruch), er will sie nur zum Ausdruck bringen. Insofern ist er authentischer. Er fährt mit ihnen Ringelspiel, er holt die Leute dort ab, wo sie sind, um sie anschließend wieder dorthin zu bringen, wo sie gewesen sind. Repulsion und Attraktion sind zu einem Vorgang verschmolzen, kaum noch unterscheidbar. In all seinen Bedeutungen kann behauptet werden: Die von Haider entfaltete Bewegung ist rasend. Es wird immer schneller, doch es geht nirgendwo mehr hin.

Wollten die herkömmlichen Parteien die Menschen noch in ihrem Sinne modeln, wollen die Freiheitlichen nur den Bodensatz pur zur Tat bringen. So betrachtet ist Haider durchaus ein Demokrat. So geschehen kann zwischen Demokratismus und Populismus auch gar kein Unterschied sein. Das ist auch mit ein Grund, warum die obligate Demokratiekritik am Gegenstand Haider laufend verunglückt, kann er sich doch zurecht auf mehrheitliche Stimmungen im Wahlvolk berufen.

Der zugespitzte Populismus eines Jörg Haider meint doch nichts anderes als die ungebrochene Verallgemeinerung des gesunden Menschenverstands in der Politik. Sie soll gesäubert sein von jeder zusätzlichen reflexiven Überlegung, sie soll sich einrichten auf Unmittelbarkeit und Direktheit. Die Grautöne müssen eliminiert, Komplexitäten liquidiert, Differenzierungen ausgemerzt werden. Tonangebend ist eine metaphysische Dualität, deren Grundmuster *gut* und *böse* ist. Man unterscheidet dann zwischen leistungswillig und arbeitsscheu, tüchtig und faul, inländisch und ausländisch, raffend und schaffend u.v.m. Die Beeindruckten mögen sich der einen richtigen Seite zuschlagen. Und natürlich soll immer gleich zur Tat geschritten werden. Daß die dann angesetzten Maßnahmen (etwa gegen sogenannten Sozialschmarotzer und Krankfeierer) wohl auch vorrangig jene drangsalieren würden, die sie fordern, verweist nur auf die bittere Ironie des Zu-kurz-Gedachten. Haider verspricht das, was andere nicht halten, eben weil konkrete Rücksichtnahmen, so bedingt sie auch sein mögen, diese vom zugespitzten Populismus trennt. Immer weniger zwar, aber doch noch.

Der kleine Mann ist der gemeinsame Nen-

ner des Populismus. Konstruiert wird nicht Kritik an den Verhältnissen in ihrer Totalität, sondern es reproduziert sich eine partikuläre Feindschaft gegen Andere. Auch wenn es nicht gerne gehört wird: Der Haß auf das *Obere* unterscheidet sich, von seiner Herkunft aus betrachtet, nicht wesentlich vom Haß auf das *Fremde*. Jener mag vordergründig sympathischer sein, aber letztlich ist das ressentimentgeladene Geraunze gegen die Obrigkeit nicht emanzipatorisch. Die kleinen Leute sind nicht die Ehrlicheren, Anständigeren und Fleißigeren als die Oberen, ihre psychische und soziale Lage ist ebenso durch ihr Dasein als Objekt und Subjekt der Konkurrenz bestimmt. Ihre Tätigkeiten haben im Einzelfall nur weniger Tragweite, in Summe aber durchaus einen Stellenwert, der gegen jenen von oben nicht zurücksteht. Wie die Oberen nicht die Schuldigen sind, so sind die Unteren nicht die Unschuldigen.

Die am meisten unter dem System zu leiden haben, sind auch die von ihm am ärgsten Zugerichteten. Ihr Denken und Handeln erfährt geradezu ein Höchstmaß an obligater Zwangsbestimmung. Auf den kleinen Mann kann man sich nur negativ beziehen, nicht positiv: „Die Glorifizierung der prächtigen underdogs läuft auf die des prächtigen Systems hinaus, das sie dazu macht,“ wußte schon Adorno.

Streifzüge-

Abonnenten aus der Bundesrepublik Deutschland

mögen ihre Abogebühr
(DM 20, Euro 10) oder Spende bitte an
folgendes Konto überweisen:
Franz Schandl, Postbank Nürnberg,
Kontonummer 4059 52-854
(Bankleitzahl 760 100 85)

Streifzüge-Abo

Die weitere Zustellung der Streifzüge kann nur durch Einzahlung eines Geldbetrages mittels des beiliegenden Zahlscheines sichergestellt werden. Die Höhe dieses Betrages stellen wir Ihrer Großzügigkeit anheim. Von dem eingezahlten Betrag gilt ein Teilbetrag von 100,- S als Streifzüge-Abonnement, jeder darüber hinausgehende Betrag gilt als Spende für die Streifzüge und für die Tätigkeit des Kritischen Kreises.

Zur Deckung der gesamten Kosten der Streifzüge sind wir auf die Bereitschaft der Leserinnen und Leser angewiesen, nach ihren Möglichkeiten auch höhere Beträge einzuzahlen.

Der Hai, der

ODER: COUNTDOWN DER MODALVERBEN

von Franz Schandl

Was zu erwarten war, ist eingetreten. Mit großem Vorsprung hat Jörg Haider es geschafft. Erstmals ist die FPÖ in einem Bundesland zur stärksten politischen Kraft aufgestiegen. Der Sieg in Kärnten hätte deutlicher nicht ausfallen können. Nichts konnte ihn stoppen: kein Argument, kein Skandal, ja nicht einmal, als die ÖVP das altbekannte Gerücht verbreitete, der Fan des Normalen und Anständigen habe so seine schwulen Neigungen. Haider ist gegen solche Übergriffe immun. Dem Jörgl Haider schadet nicht, was anderen das Kreuz leicht bricht.

Haider ist im Spiel. Er wird aus diesem nicht herausfallen. Auch wenn SPÖ und ÖVP-Spitzen ihn unisono mit den führenden Journalisten zur persona non grata erklären, tatsächlich ist dem nicht so. Das ist ein Zerrbild, man höre, lese und sehe nur genau, und man sollte eigentlich langsam erkennen, wie viele Verfolger ihm stets folgen. „Haider-Wahl“ titelte am Donnerstag vor der Wahl das Zeitgeistmagazin *News* und sein formatierter Montag brachte schon zuvor auf den beiden vorletzten Seiten ein Eigeninserat mit dem Konterfei des F-Führers in Stellung. Diese Woche wird man die Schlagzeile schon in den Genitiv setzen. Haider's Wahl steht an.

Jörg Haider ist der wichtigste Politiker Österreichs. Seine Popularität ist ungebrochen. Nicht aber sein Elan. Die Laufzeit des Prototypen (nicht des Typus insgesamt!) ist nämlich eine temporal begrenzte. Haider's Schwäche ist somit die Zeit. Es pressiert. Schafft er es nicht in seiner Zeit, sich zu realisieren, dann ist er gescheitert. Was auf einer ganz banalen Ebene meint, daß man ihm die Anstrengung ansieht. Er ist ein in die Jahre gekommener Popstar, die Bräunung macht ihn nicht mehr flatter und jünger, son-

dern runzeliger und älter. Und jede Falte kostet Stimmen. Das ist bei Haider besonders wichtig, scheint er doch die Jugendlichkeit gepachtet zu haben. Nun wird er selbst ein Dauerfall für den Maskenbildner. Frisch, fesch, freiheitlich, wirkt ab und zu schon etwas angekratzt und abgestanden.

Der Hai, der er ist, hat kräftige Zähne noch. Aber keine Jacket-Krone hält ewig. Es geht also um das Timing. Der politische Aufstieg muß sich beschleunigen, sonst kommt ihm der persönliche Verfall zuvor. Auch wenn Haider sich beeilen muß, läuft die Zeit zur Zeit aber noch für ihn. Der mediale Countdown der Modalverben verändert sich ganz in seinem Sinne: Darf er?, fragten sie noch gestern. Soll er?, fragen sie heute. Muß er?, werden sie morgen fragen.

Nicht nach Partizipation schreit das Volk, sondern nach Führung. Haider erscheint da noch immer als der einzige, der im Gegensatz zu all den koalitions- und oppositionellen Langeweilern ein verheißungsvolles Konzept anbietet. Das ist zwar nur Schein, aber der trügerische trug ganz schön weit. Die Idiotifizierung von Politik und Wahlvolk feiert hierzulande einen Höhepunkt nach dem anderen. Und sie wird von allen bedient, von Haider allerdings mit Abstand am besten. Daß der Wähler immer recht hat, so einer der häufigsten wie dümmsten Gemeinplätze, ist jedenfalls ein Greuelmärchen sondergleichen.

Es mag eine pessimistische Prognose sein, aber aktuell ist keine Kraft in Sicht, die den Freiheitlichen das Wasser abgraben könnte. Weder in der Regierungskoalition, noch in der parlamentarischen Opposition, noch außerhalb. Das Repertoire der obligaten Anti-Haiderei hat sich endgültig erschöpft.

Ph.b. - 312718W96U - Verlagspostamt 1050 Wien